# Stille im Sturm

## Predigten von Karl Heim

# Stille im Sturm

# Stille im Sturm

## Predigten

von

## Karl Heim

1925

Oſiander'ſche Buchhandlung / Tübingen

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr Tübingen.

# Vorwort.

Auf Wunsch sind hier alle bisher von mir veröffentlichten Predigten, die in mehreren Verlagen erschienen waren, zusammen mit einigen noch ungedruckten in einem Bande vereinigt, in der Reihenfolge, in der sie gehalten worden sind. Die Predigten tragen vielfach die Spuren der bestimmten Zeitlage, in der sie entstanden. Manchmal kehrt auch derselbe Gedanke in mehreren Predigten wieder, wie es die besonderen Zeitverhältnisse mit sich brachten. Trotzdem sind die Predigten auch im Druck so gelassen worden, wie sie gehalten worden sind. Im Inhaltsverzeichnis ist angegeben, zu welcher Zeit, und bei außerhalb Tübingens gehaltenen Predigten, bei welchem Anlaß sie entstanden sind.

Tübingen, im November 1924.

Karl Heim.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Das Buch der Menschheit (Oktober 1920, Stuttgarter Bibelfest)*) | 7 |
| Lichter der Heimat (November 1921) | 21 |
| Er hat mich angenommen (August 1922, Studentenkonferenz in Barmen)*) | 34 |
| Vom Kommen des Gottesreiches (Dezember 1922) | 49 |
| Weihnachtspredigt (Dezember 1922) | 62 |
| Das Wehe Jesu (Januar 1923) | 74 |
| Es wird euch kein Zeichen gegeben werden (Februar 1923) | 86 |
| Der Kampf mit dem Pharisäismus (Juni 1923) | 97 |
| Vom Satan gebunden (Juli 1923) | 111 |
| Das Evangelium der Reformation (November 1923) | 126 |
| Der Bräutigam kommt (November 1923) | 141 |
| Die Weihnachtsbotschaft (Dezember 1923) | 150 |
| Das Weltgericht (Februar 1924) | 160 |
| Die Urgemeinde (Juni 1924) | 172 |
| Nicht, daß ich's schon ergriffen habe (Juli 1924) | 184 |
| Die Auferstehung der Toten (November 1924) | 196 |


*) Mit gütiger Erlaubnis der Verlage aus: Jahresbericht 1920 der Privilegierten Bibelanstalt in Württemberg, und: „Der Weg zum Herzen Gottes" = Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung Heft 19, erschienen im Furche-Verlag Berlin.

# Das Buch der Menschheit.

## (Bibelfestpredigt.)

Psalm 119, 89. 90. 96. „Herr, dein Wort bleibt ewiglich, soweit der Himmel ist; deine Wahrheit währet für und für; ich habe alles Dinges ein Ende gesehen; aber dein Gebot währet."

Liebe Gemeinde! Luther spricht einmal in den Tischreden von den Strafen, die ein Volk treffen, wenn es Gottes Wort verachtet. „Die Juden", sagt er, „haben die Propheten getötet, Christus gekreuzigt und die Apostel verjagt; aber bald darauf lag Jerusalem in Trümmern, und solche Zerstörung währet bis auf den heutigen Tag. Also wird es dem deutschen Land auch gehen, das Gottes Wort jetzt auch verachtet. Ich halte, es werde eine große Finsternis kommen nach diesem Licht des Evangeliums, also daß man auch das Evangelium nicht mehr wird öffentlich auf der Kanzel hören, und darnach wird bald der jüngste Tag folgen." Noch hat sich diese Weissagung Luthers über unser deutsches Volk nicht erfüllt. Die Nacht ist noch nicht hereingebrochen, die dem Licht des Evangeliums folgt. Aber wir haben manchmal den Eindruck: Die Abenddämmerung ist schon da. Unserem deutschen Volk hat Gott viel anvertraut, indem er Luther sandte. Das Evangelium hat hell unter uns geleuchtet. Um so dunkler ist die Nacht, die hereinbrechen muß, wenn wir Gottes Wort verachten. Gott hat viel Geduld mit suchenden Menschen, aber wenn er uns ein-

mal das Herz aufgeschlossen hat, und wir stoßen ihn mit Verachtung zurück, dann bricht der Fluch über uns herein. Im Hebräerbrief steht das ernste Wort: „Es ist unmöglich, die, so einmal geschmeckt haben das gütige Wort Gottes, wo sie abfallen, wiederum zu erneuern zur Buße, als die ihnen selbst den Sohn Gottes wiederum kreuzigen und für Spott halten." Wenn wir dieses Wort lesen, kommt eine Furcht über uns, eine Furcht für uns selber und für das ganze Volk der Reformation. Sind wir nicht schon zu tief hineingekommen in die Verachtung des göttlichen Wortes? Kann Gott uns sein Wort noch lassen? Droht nicht auch uns jene Finsternis, von der Luther redet, die viel schlimmer ist als wirtschaftliche Verarmung und politischer Zusammenbruch, die Finsternis, die darin besteht, daß uns Gott sein Wort wegnimmt, daß er uns keine Boten mehr sendet und keine Zeugen mehr unter uns erweckt?

Wieder hat unsere Bibelanstalt ein Jahr lang ihre segensreiche Arbeit getan, um dem Strom der Bibelverachtung, der durch unser Volk geht, einen Damm entgegenzusetzen. Aber wir wissen nicht, wie lange wir diese Arbeit noch tun dürfen. Wir können darum heute nur mit bußfertigem Herzen vor Gottes Angesicht treten und anbetend stillstehen vor der unaussprechlichen Gabe, die Gott uns in der Bibel gegeben hat, und die er uns in Gnaden noch nicht genommen hat. Wir sehen:

1. Die Bibel ist der Lebensbaum der Menschheit, dessen Blätter nicht verwelken.
2. Die Bibel ist der Pilgerstab für jeden einzelnen von uns auf unserer Reise durch die Zeit in die Ewigkeit.

## I.

Ich habe alles Dings ein Ende gesehen, sagt der Psalmist. Nie haben wir die Wahrheit dieses Wortes so gespürt wie heutzutage. Keiner von uns weiß, ob er übers Jahr noch hat, was er jetzt besitzt, ob das kleine Kapital, das ihm seine Eltern vielleicht zusammengespart haben, nicht schon in wenigen Monaten seinen Wert verloren haben wird. Keiner von uns weiß, wie unser deutscher Volksstaat aussehen wird, wenn dieser Winter vorüber ist. Wir haben uns hier in dieser alten Kirche versammelt, unter deren Gewölben schon unsere Väter und Großväter gebetet, gesungen und gelauscht haben, unter deren Kanzel unser schwäbischer Reformator ruht. Noch schwimmt unsere Landeskirche wie eine Arche auf den Wogen der Zeit. Aber keiner von uns weiß, ob nicht auch die Kirche als öffentliche Einrichtung für das ganze Volk ein sinkendes Schiff ist. Nie ist es uns so greifbar deutlich geworden, was Paulus sagt: „Die Gestalt dieser Welt vergeht." Nie haben wir es so in allen Gliedern gespürt, daß eine alte Welt untergeht samt allen Formen, in denen man bisher gelebt und gedacht hatte. Auch der Glanz, der in unserer Zeit noch entfaltet wird, die Kunst mit ihren grellen Farben, ist wie die Farbenpracht des goldenen Spätherbstes draußen. Es ist der Schmuck einer sterbenden Welt.

Nie haben die Menschen darum so dringend, so sehnsüchtig gefragt: Was bleibt eigentlich noch? Wo ist noch ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht? Freilich, viele fragen auch das nicht mehr. Viele in unserem Volk leben dahin wie die Leute in den Tagen Noahs: Sie aßen, sie tranken, sie freiten

und ließen sich freien, bis der Tag der Sintflut anbrach. Aber es gibt andere, die können es nicht mehr aushalten, dieses Genußleben mitten im Zusammenbruch. Sie suchen mit ihrer ganzen Seele nach etwas, das bleibt. Manche haben sich in ihrer Not in die katholische Kirche geflüchtet. Denn sie haben den Eindruck: Das ist ein Bau, der allen Stürmen trotzen kann. Weltreiche sind dahingesunken, Kronen sind in den Sand gerollt, aber das ewige Rom hat sie alle überdauert, es ist auch aus dem Weltkrieg nur noch mächtiger hervorgegangen. Dieser gewaltige Bau, der so viel Völker umschließt, ruht auf Quadersteinen, auf unabänderlichen Traditionen, päpstlichen Dekreten und Kultusformen. Seine Größe ist seine Unveränderlichkeit. Die Messe wird noch heute jeden Morgen in der ganzen Welt in derselben Sprache und nach demselben Kanon gelesen, wie vor tausend Jahren. Wir meinen, was Jahrtausende hindurch genau so geblieben ist, wie es war, muß die Kraft der Ewigkeit in sich tragen. Aber das kann ein Irrtum sein. Wenn etwas tausend Jahre lang bleibt, wie es ist, und seine Form nicht ändert, so folgt daraus noch nicht, daß es ewiges Leben in sich hat. Es kann auch tot sein, wie die Versteinerungen in unseren Bergen — diese verändern sich auch nicht —, oder wie die Mumien in Aegypten, diese trotzen auch den Jahrtausenden.

Nein, Gott hat nicht gewollt, daß die Entwicklung der Menschheit stillsteht, daß irgendeine Form menschlichen Zusammenlebens erstarrt und versteinert. Als Daniel in einem großartigen Traumgesicht den Gang der Menschheitsgeschichte schaute, da sah er nicht einen Stillstand, nein, er sah immer neue Tiere aus dem Meer heraufsteigen, eins immer wieder

anders als das andere, jedes mit einer besonderen Gestalt und einem eigenen Lebensstil. Jedes Weltreich hat seine Zeit. Eins verdrängt das andere in einer ewigen Revolution. Gott will auch nicht eine Kirche, die stillsteht. Er hat unsere Sehnsucht nach einem Ruhepunkt im Strom der Zeit auf eine ganz andere Weise gestillt, auf eine göttliche Art, die kein Mensch hätte ausdenken können. Er hat uns nicht eine tote Form gegeben, eine tote Einrichtung, sondern etwas Lebendiges. Er gab uns ein Buch, das hat eine Eigenschaft, die kein Buch hat unter allen Büchern. Es ist nicht ein toter Buchstabe, es lebt. Die Bibel gleicht dem Lebensbaum, von dem in der Offenbarung geschrieben steht, sie grünt immer wieder neu und bringt immer wieder neue Blätter und Früchte hervor, in jedem Volk wieder neue, in jeder Zeit wieder neue. Die Bibel ist das Lebensbuch der Menschheit. Selbst nach Anschauung seiner Kritiker haben mindestens 1300 Jahre an der Entstehung dieses wunderbaren Buches gearbeitet, von Mose bis zum Seher der Offenbarung. Der Aufstieg der Menschheit von den Anfängen des Menschengeschlechts, vom Nomadenleben Abrahams an mit seinen Zelten und Herden bis zum kaiserlichen Rom hat seine Spuren Schritt für Schritt in die Bibel eingetragen. Das alte Pharaonenreich, aus dem Israel auszog, die Weltstadt Babylon, wo sie an den Wassern saßen und weinten, Athen, wo der Apostel mit den Weisen Griechenlands disputierte, und Rom, dessen Beamter die lateinische Ueberschrift über das Kreuz des Heilandes gesetzt hat, all diese Pflanzstätten der menschlichen Kultur liegen im Gesichtskreis der Bibel.

Aber noch wunderbarer ist etwas anderes. Als die Bibel langsam in ein Volk ums andere eindrang, von den Boten des Evangeliums immer weiter getragen, da zeigte es sich: Wenn die Bibel zu einem Volk kommt, wenn sie in seine Sprache übersetzt wird, da wacht in diesem Volk etwas auf, was vorher geschlummert hatte. Wie eine Aeolsharfe zu tönen anfängt, wenn sie vom Winde berührt wird, so schläft in der Seele jedes Volkes ein Lied, das mit einemmal zu rauschen anfängt, wenn die Bibel zu diesem Volk kommt. So war es, als die gotische Bibel des Ulfila entstand, als ein niedersächsischer Sänger den Heliand sang, diese erste Uebertragung der Evangelien in eine deutsche Sprache. So war es, als Luthers deutsche Bibel entstand. Die Bibelübersetzung hat die tiefsten Klänge geweckt, die in der Seele des deutschen Volkes schliefen. Der uralte Baum der Bibel, der seine Wurzeln hinabsenkt bis in die Anfänge des Menschengeschlechts, grünte aufs neue, wie eine Eiche im Frühling, als Luthers Bibel zum deutschen Volksbuch ausgereift war. Unsere deutsche Sprache ist ganz durchtränkt mit Worten, die aus der Lutherbibel stammen. Alle unsere Großen, wie Goethe und Schiller, haben aus ihr geschöpft. Die Bibel läßt sich gar nicht aus unserem Geistesleben herausnehmen; sie gehört zu seinen Wurzeln. Wir können aus ihrem Lebensbereich gar nicht heraustreten, auch wenn wir durch eine neue Schuleinrichtung die Bibel unseren Kindern nehmen wollten. Alle großen Gedanken, in denen wir uns bewegen, hängen irgendwie mit ihr zusammen. Der Gedanke z. B., daß die ganze Menschheit trotz allem eine einzige Familie sei, dieser Gedanke, aus dem der Traum vom Völkerbund und

Zukunftsstaat entstanden ist, wäre gar nicht zum Gemeingut geworden, wenn nicht, ehe irgendein anderes Volk davon wußte, schon auf den ersten Blättern der Bibel von dem Elternpaar erzählt wäre, von dem wir alle abstammen, und von dem Fluch, der auf uns allen lastet.

Wir brauchen die Bibel nicht gegen die Angriffe zu verteidigen, die heute auf sie gemacht werden. Unsere menschliche Verteidigungskunst hätte ja doch keinen Wert. Es gibt nur e i n e n göttlichen Beweis für ihre Unvergänglichkeit. Das ist die Tatsache, daß sie lebt, daß sie wie ein Baum, in dem die Säfte steigen, immer wieder grünt, daß immer wieder Menschen von ihr überwunden werden, daß sie auch heute noch auf dem Missionsgebiet immer neue Völker mit ihrer Lebenskraft durchdringt. „Herr, dein Wort währet ewiglich. Ich habe alles Dings ein Ende gesehen, aber dein Gebot währet."

## II.

Aber was hilft uns die Unvergänglichkeit der Bibel, wenn wir selbst keinen Anteil daran haben! Wir dürfen nicht meinen, daß wir dem Gericht entgehen, das der Verachtung des Wortes Gottes folgt, indem wir ein Bibelfest feiern. Vor Gottes Augen hilft es ja gar nichts, wenn wir Herr, Herr sagen, wenn wir bei einer feierlichen Gelegenheit, etwa an einem Tag wie heute, vor allen Menschen das Bekenntnis ablegen: Die Bibel ist Gottes Wort, sie ist vom heiligen Geist eingegeben. Auch hinter diesem Bekenntnis kann immer noch eine Verachtung dessen stehen, was Gott uns zu sagen hat. Vor Gottes Augen kommt es nicht darauf an, was wir über die Bibel sagen, son-

dern nur darauf, wie wir mit der Bibel umgehen, wie wir sie in unserem täglichen Lebenskampf gebrauchen, was sie uns bedeutet, wenn wir morgen etwa wieder in unserer Küche am Herd stehen, oder auf dem Kontor Geschäftsbriefe schreiben.

Luther sagt einmal in den Tischreden: „Ich habe nun etliche Jahre her die Bibel jährlich zweimal durchgelesen. Und wenn sie ein großer, mächtiger Baum wäre, und alle Worte wären Aestlein und Zweige, so habe ich doch an allen Aestlein und Reislein angeklopft und gern wissen wollen, was daran wäre und was sie vermöchten, und ich habe allezeit noch ein paar Aepfel oder Birnlein heruntergeklopft." Stehst du auch in diesem täglichen Umgang mit der Bibel? Hast du auch schon in der Not deiner Seele an den Aesten und Zweiglein dieses Lebensbaumes geklopft und etwas für dich heruntergeholt? Mancher aus der jungen Generation hat mir, wenn ich ihn auf die Bibel hinwies, gesagt: Ich bestreite die Bedeutung der Bibel durchaus nicht, aber es geht mir wie Faust: Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen. Das Wort ist doch nur ein Niederschlag des Geistes, der Niederschlag dessen, was frühere Menschen erlebt haben. Auf das Erlebnis kommt es an, nicht auf das Wort, auf das, was in mir glüht und gärt und drängt, nicht auf das, was mir von außen gesagt wird. Wer so spricht, der hat das Schwerste noch nicht erfahren, was in dem wehmütigen Psalmwort enthalten ist: Ich habe alles Dings ein Ende gesehen. Ja, wenn nur die Welt u m u n s vergehen würde, wenn nur u m u n s alles schwankte und stürzte, Weltreiche, Verfassungen und Lebensformen, dann könnten wir uns in unsere eigene Innerlichkeit zurückziehen, wie in eine

Felsenburg, in der man geborgen ist, an der die Wogen der Zeit abprallen. Dann könnten wir sagen: Was brauche ich Gottes Wort! Ich habe in mir selbst, was ich nötig habe, ein junges, heilig glühendes Herz, ein starkes inneres Erlebnis. Dort, im Innersten meiner Seele, rauschen meine Quellen.

Glücklich, wer ein reiches Innenleben hat! Glücklich, wer „leuchtende Stunden" erlebt, von denen er zehren kann. Aber das ist das Schwerste, was wir erfahren müssen: es kommen Zeiten, wo uns auch die leuchtenden Stunden im Stich lassen. Mancher hat es mir gesagt: Ja, einst, da hat es in mir gesungen, da haben alle Glocken in meiner Seele zusammengeklungen. Aber das war einmal. Es ist zuviel über mich gegangen in diesen letzten Jahren, das hat mich alt gemacht. Es ist etwas geschehen in meinem Leben, da ist eine Saite in mir gerissen. Seitdem klingt es nicht mehr in mir. Es ist etwas in mir gestorben. Die Quelle meiner Begeisterung ist versiegt, wie wenn in einem allzu heißen Sommer ein Brunnen austrocknet, der einst gesprudelt hatte. Geht es nicht vielen unter uns so? Wenn wir in uns selbst hineinsehen, wenn wir in unserer eigenen Seele nach einer Kraftquelle suchen, da finden wir nicht das, wovon die heutigen Menschen so begeistert reden und dichten, einen Strom großen Erlebens, nein, was finden wir dann? Nichts..., ein paar verwelkte Blumen. Ja noch schlimmer. Wir finden Bilder in uns, die uns anklagen, die uns die Schamröte ins Gesicht treiben, Erinnerungen an Stunden, die wir auslöschen möchten aus unserem Gedächtnis, und die wir doch nicht auslöschen können, wie die Blutflecken auf den Steinfliesen in einer alten Burg, wo einmal ein Ver-

brechen begangen worden ist. Wir finden ein ruheloses, zitterndes Herz, das einen Ausgang sucht aus dem dunklen Gefängnis des Daseins und keinen findet.

Nur wenn wir einmal hinuntergesehen haben in die Nacht und das Elend unseres eigenen Herzens, wenn wir irre geworden sind an uns selbst und an allen unseren inneren Erlebnissen, dann geht uns auf, was wir an der Bibel haben. Wir würden ja untersinken, wenn Gott uns nicht diesen Rettungsgürtel zugeworfen hätte, nach dem wir greifen können, an den wir uns klammern können, wenn uns das Wasser bis an die Seele geht, wenn uns die Mächte aus dem Abgrund in die Tiefe hinunterziehen wollen. Luthers ganzes Leben war ja, wie er selber sagt, ein „Hängen am Wort", ein Hängen an einer unergründlichen Tiefe. Wenn wir auch nur ein einziges Mal in einer verzweifelten Stunde nach einer Verheißung der Schrift gegriffen haben wie nach einem Rettungsgürtel, dann ist uns die Herrlichkeit der Schrift aufgegangen. Wir haben eine wunderbare Entdeckung gemacht. Wir sahen: die Kernstellen, die in unseren Bibeln groß gedruckt sind, sind bis in den Wortlaut hinein so wunderbar geformt, so einfach und unerschöpflich tief, daß ein Menschenherz sie immer noch zu fassen vermag, wenn ihm auch alles andere zu entschwinden droht. Man hat alte Bibeln aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und aus der Verfolgungszeit der Gegenreformation gefunden, die zum Teil in zugemauerten Wandlöchern oder hohlen Bäumen versteckt waren. In diesen Bibeln haben bei den Kernsprüchen, bei den großen Verheißungen, die Buchstaben manchmal die Farbe verloren. Die Tränen derer, die

hier Trost suchten, haben den Druck gebleicht, die Hände derer, die diese Bibelstellen in Todesnöten buchstabiert haben, haben ihre Spuren auf dem vergilbten Papier hinterlassen. Diese alten Bibeln sind stumme Zeugen von dem, was Tausende von Christen in allen Jahrhunderten erfahren haben: „Wenn dein Gebot nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend."

Ich durfte einmal in einem Feldlazarett an der flandrischen Front einen jungen Krieger, der an schwerem Kopfschuß darniederlag und dem Tod entgegenging, eine Woche lang täglich besuchen. Er mußte aufs äußerste geschont werden. Viel unterhalten durfte er sich nicht. Ich durfte immer nur zweimal am Tage ganz kurz bei ihm sein. Da suchte ich die herrlichsten Kapitel der Bibel zusammen und las sie ihm in diesen kostbarsten Viertelstunden langsam vor, während das ununterbrochene Rollen des Kanonendonners von der Front her die Bibelworte wie eine ernste Musik begleitete. In diesen Tagen ist es mir aufgegangen, wie wunderbar das Schriftwort auf das Bedürfnis eines elenden Menschen eingerichtet ist. Wenn wir zu schwach sind, menschliche Gedanken zu denken, wenn uns auch Goethes Faust nichts mehr sagt, diese Worte sind wie Rettungsgürtel, die unser Geist fassen kann, an denen er sich über Wasser halten kann. Sie sind so einfach, daß sie ein Kind versteht und so abgrundtief, daß kein Verstand sie ausschöpfen kann. „Die Rede des Herrn", heißt es im 12. Psalm, „ist lauter wie durchläutert Silber im irdenen Tiegel, bewähret siebenmal". Wenn wir unsere Gedanken nicht mehr zu einem Gebet zusammenfassen können, wenn wir nicht wissen, was wir beten

sollen, wie sich's gebührt, so brauchen wir nur nach dem Psalmbuch zu greifen, so hilft der Geist Gottes unserer Schwachheit auf und vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Wenn uns unser Herz verdammt und kein Mensch uns beruhigen kann, in den starken Verheißungen der Schrift finden wir Zuflucht, wie die Taube im Felsenspalt. Wenn wir innerlich ausgetrocknet sind von der Hitze des Tages, vom Uebermaß der Enttäuschungen des Lebens, Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle.

Das Schwerste in unserer heutigen Zeit ist ja immer das: Wir sehen kein klares Ziel mehr vor uns. Wir sehen nicht, wohin es mit unserem Volk geht und wohin es mit uns selber gehen soll. Dabei sollen wir unseren Dienst tun, unser Geschäft treiben, unseren Beruf erfüllen. Es geht uns wie den Maschinisten und Heizern, die in einer modernen Seeschlacht tief unter dem Meeresspiegel im Bauch des Schiffes in heißer Luft arbeiten müssen. Das Schwere an ihrem Dienst ist: sie wissen nicht, was vorgeht, sie haben keinen Ueberblick über den Gang der Schlacht, wie man ihn oben von der Kommandobrücke aus hat. Sie wissen nicht: Geht es dem Sieg oder dem Untergang entgegen? Und doch sollen sie ihren Dienst tun. Sie sind nur durch eins mit dem Kapitän verbunden, der oben auf der Kommandobrücke die Schlacht lenkt, nämlich durch die kurzen Befehle, die ihnen von oben übermittelt werden: „Stoppen", „Volldampf voraus" usw. Damit sie im Höllenlärm der Schlacht diese Befehle verstehen, werden sie ihnen in den heutigen Schlachtschiffen durch einen Scheinwerfer von oben in leuchtenden Buchstaben an die Wand des dunklen Raumes geworfen, in dem sie arbeiten. Auch wir sind in dieser schweren

Zeit zu einem ebenso entsagungsvollen Dienst berufen. In dem dunklen Raum voll Sorge und betäubendem Lärm, in dem wir zu arbeiten haben, sehen wir den großen Schlachtenlenker nicht, der hoch oben auf der Kommandobrücke steht und die Weltgeschicke lenkt nach seinem unerforschlichen Rat. Wir haben nicht den Ueberblick über den Gang der Schlacht. Es schlägt nur ein dumpfes Dröhnen und Grollen an unser Ohr. Aber gerade in dieser Lage können wir unsere Abhängigkeit von Gott ganz besonders selig erfahren. Wir brauchen keine Uebersicht über den Gang der Ereignisse. Wir brauchen nicht hinauszusehen. Wenn wir nur eins haben, das die tägliche Verbindung zwischen ihm und uns herstellt. Die Befehle, die von oben her in leuchtenden Buchstaben an die Wand unseres dunklen Arbeitsraumes geworfen werden. Wenn nur jeden Morgen und an jedem dunklen Tage solch ein leuchtendes Wort, wie ein Losungswort oder Tagesbefehl, an der dunklen Wand vor uns aufstrahlt. Wie leuchtend sind Gottes Befehle, Worte wie die: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden"; „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht vermögen zu töten!" „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes!"

So können wir es jeden Morgen erfahren: „Herr, dein Wort bleibet ewiglich, soweit der Himmel ist, und deine Wahrheit für und für." So oft in einer Stunde der Zerschlagenheit ein Gotteswort vor uns aufstrahlt, das ganz auf den Augenblick paßt und unsere Lebenslage wie ein Blitz erleuchtet, dann kommt es uns zum Bewußtsein: wenn wir auch nicht mehr hinaussehen und noch so sehr von den Wellen hin und her-

geworfen werden, er steht doch am Steuer und hat ein Ziel mit uns und mit unserem Volk. So erfahren wir es heute noch, was Ernst Moritz Arndt in einer schweren Zeit unseres Vaterlandes gesungen hat:

Ich weiß, was ewig dauert,
Ich weiß, was nimmer läßt;
Mit Diamanten mauert
Mir's Gott im Herzen fest.

Ich kenne wohl die Steine,
Die stolze Herzenswehr.
Sie funkeln ja mit Scheine,
Wie Sterne schön und hehr.

Die Steine sind die Worte,
Die Worte hell und rein,
Wodurch die schwächsten Orte,
Gar feste können sein.
Amen.

# Lichter der Heimat.

I. Petri 1, 3 und 4: Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel.

Wenn wir in vergangenen Zeiten Totensonntag feierten, so stand die Trauer um die Entschlafenen im Vordergrund. Aber in den letzten Jahren ist ein anderes Gefühl in vielen von uns noch stärker geworden als dieser Schmerz. Es ist das, was Schiller in seinem Gedicht „das Siegesfest" die Troerinnen sagen läßt, die wehrlos in die Gefangenschaft geführt werden: „Ach, wie glücklich sind die Toten!" Wie glücklich sind die, denen erspart blieb, was über uns geht! Wie gönnen wir es denen, die vollendet haben, daß sie nicht mitzuerleben brauchen, was uns vielleicht noch bevorsteht! Nur eines ist es, was uns im Gedanken an unsere Toten die Seele bedrückt, das ist die bange Frage: Sind sie nicht umsonst gestorben? Das ist der bitterste Tropfen im Leidenskelch der Mutter, die ihren Sohn hergegeben hat, der Gedanke: War es nicht vergeblich?

So rührt in diesen Jahren seit dem Krieg jede Gedenkfeier, die uns an die Toten erinnert, eine uralte Menschheitsfrage in uns auf. Es ist die Frage, die leise durch die Zypressen eines Großstadtfriedhofs rauscht, wenn in ununterbrochenem Zug

immer neue Tote herausgetragen werden. Es ist die Frage, die über dem ganzen weiten Totenfeld zittert, das der Krieg hinterlassen hat, von den Massengräbern im Westen bis zu den Eisfeldern in Sibirien, wo vergessen von der Heimat tausende von unsern Brüdern unter der hartgefrorenen Erde ruhen, ohne daß auch nur ein Kreuz oder ein Stein mit ihrem Namen an sie erinnert. Es ist die Frage, die einem kommt, wenn man etwa am Nordseestrand auf einem jener „Friedhöfe der Namenlosen" steht, wo die Leichen der Unbekannten verscharrt werden, die das Meer ans Land spült. Die bange Frage: Bleibt etwas zurück von unserem Leben, wenn alle Spuren unseres Daseins auf dieser Welt verwischt sind? Haben wir umsonst gelebt, wenn die Sache untergegangen ist, für die wir geblutet haben? Wenn das Haus zerfallen ist, an dem wir unser ganzes Leben lang im Schweiß unseres Angesichts gearbeitet haben? Haben wir uns vergeblich geopfert, wenn uns die Welt vergessen hat?

Denn darüber wollen wir uns doch keiner Täuschung hingeben: die Welt vergißt uns bald. Wenn wir nicht zu den ganz wenigen Menschen gehören, deren Namen noch einige Jahrhunderte weiterlebt, so wissen schon unsere Urenkel nicht einmal mehr, wie wir geheißen haben, sowenig wir noch die Namen unserer Urgroßväter wissen. Schon die Aelteren unter uns, die von einem arbeitsreichen Leben ausruhen, fühlen schmerzlich, daß die Welle der Zeit schon bei ihren Lebzeiten über sie hinweggeht. Nein, der Gedanke kann uns nicht beruhigen, mit dem man uns so oft trösten will: ein Mensch, der sein Leben gelassen hat für seine Freunde, lebt als leuchtendes

Vorbild im Gedächtnis seiner Mitmenschen fort, „es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn". Nein, das ist ja gerade das Erschütternde: unser Volk hat seine Toten entsetzlich schnell vergessen.

Es ist ganz klar: wenn nur das von unserem Leben zurückbleibt, was im Gedächtnis der Menschen aufbewahrt ist, was wir als Spur auf dieser Erde zurücklassen, dann steht über unserem Leben das traurige Wort geschrieben: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darübergehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr." Ein paar Jahrzehnte lang wird man in der Stadt, da wir gewirkt haben, noch von uns sprechen, dann werden wir vergessen sein.

Es ist kein Wunder, wenn gerade in unserer Zeit, da man rings umher so viel Niedergang, so viel welkende Blätter sieht, eine große Hoffnungslosigkeit über die Menschen gekommen ist. Aber in diese Nacht der menschlichen Hoffnungslosigkeit tönt wie aus weiter Ferne der Lobgesang aus alten Tagen: „Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel."

Mitten in einer sterbenden Welt, die keine Hoffnung hatte, stand ein kleines Häuflein von Hoffenden. Diese sangen über den Gräbern ihrer Märtyrer solch ein Danklied. Möchten auch die unter uns, die den Mut verloren haben, sich aufrichten

an diesem Danklied der ersten Gemeinde! Zwei Klänge wollen wir herausgreifen aus diesem Lobgesang:

1. Von Natur haben wir diese Hoffnung nicht. Wir müssen wiedergeboren werden zu der lebendigen Hoffnung.

2. Wenn wir wiedergeboren sind zu einer lebendigen Hoffnung, dann wird uns gewiß, daß wir nicht vergeblich gelebt haben. Dann leuchten die Lichter der Heimat in unser Leben und machen auch die dunklen Tage hell.

## I.

Wir müssen wiedergeboren werden zu der lebendigen Hoffnung. Die Welt kann uns diese Hoffnung nicht geben. Denn mögen wir die Natur ansehen, die Sterne, die verglühen und erkalten, die Felsen, die verwittern, die Blätter, die dahinwelken, oder mögen wir das Schicksal der Fürsten und Völker ansehen, die Königskronen, die heute leuchten und morgen in den Sand rollen, so drängt sich uns immer wieder aufs neue der Eindruck auf, den Matth. Claudius so ergreifend schildert:

„Daß wir hier ein Land bewohnen,
Wo der Rost das Eisen frißt,
Wo durchhin, um Hütten, wie um Thronen,
Alles brechlich ist;
Wo im Dunkeln wir uns freun und weinen,
Und rund um uns, rund umher,
Alles, alles, mag es noch so scheinen,
Eitel ist und leer."

Wenn wir nur mit unseren fleischlichen Augen betrachten, was um uns herum vorgeht, dann sehen wir nur diesen ewigen Wechsel, wo immer eine Welle steigt und sinkt. Das kann gar nicht anders sein. Jesus sagt einmal: „Der Mensch sieht, was vor Augen ist." Unsere Augen sehen nur das Sichtbare.

Alles „Sichtbare aber ist zeitlich". So, wie wir jetzt im Novembernebel nur die abgefallenen Blätter sehen, die am nassen Boden modern, und nicht sehen, daß schon jetzt unter den modernden Blättern tausende von verborgenen Keimen den kommenden Frühling auf wunderbare Weise vorbereiten, ja, daß dieser kommende Frühling schon jetzt auf eine geheimnisvolle Weise da ist, und nur auf den Maiwind wartet, um hervorzubrechen. So sehen wir auch in einem viel tieferen Sinn nur das, was vor Augen ist. Wir sind von Natur blind für die unsichtbare Welt Gottes, die sich schon jetzt überall unter der Decke der Vergänglichkeit vorbereitet, die unter der Hülle dieser sterbenden Welt schon jetzt auf eine geheimnisvolle Weise da ist und nur auf den Augenblick wartet, da die Frühlingsstürme wehen, da die letzte Posaune erschallt, auf den Augenblick, von dem Paulus schreibt: „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes."

Wir sind alle von Natur blind für dieses unsichtbare Werden und Wachsen um uns her. Der Gedanke kommt uns ganz lächerlich vor, daß die Gotteswelt ans Licht treten könnte, vielleicht schneller als wir glauben. Aber Jesus sagt: „Ich bin auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden."

Dieses Wort weckt die ganze Lichtsehnsucht auf, die wir in uns tragen. Ach, daß wir sehend wären! Es geht uns wie den Blinden, die den Schritt Jesu von weitem hörten und riefen: „Herr Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich unser!" Und als

Jesus einen von ihnen fragte: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ da sagte er: „Herr, daß ich sehen möge.“ Wie wird uns die Binde von den Augen genommen? Wie kann das Wunder geschehen, daß uns die Augen aufgehen für das, was Gott im Verborgenen tut?

Wenn Gott uns helfen will, wenn er etwas aus uns machen will, so arbeitet er immer von innen nach außen. Erst muß es in unserem Herzen anders werden, dann erst können uns die Augen aufgehen. Erst muß unser Wille neu werden, dann erst können uns neue Organe wachsen für die Erkenntnis der unsichtbaren Welt. Christus kann unsere inneren Augen nur heilen, wenn wir uns ihm so hingeben, wie man sich einem Arzt hingibt, von dem man Hilfe erwartet. Wenn wir mit einem schweren Leiden zu einem Arzt gehen, um uns helfen zu lassen, so sagt er uns meistens gleich beim erstenmal, wenn wir zu ihm kommen: Ich kann Ihnen nur dann helfen, wenn Sie sich ganz und gar meiner Behandlung anvertrauen. Genau so ist es, wenn wir blinde Menschen mit unserer großen Lichtsehnsucht zu Gott kommen. Er kann nur dann etwas mit uns machen, wenn wir in seiner Hand liegen, wie weicher Ton in der Hand des Töpfers, der ihn formen kann. Gottes Arbeit an uns kann erst beginnen, wenn wir von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu ihm gesagt haben: Ich will mich nicht mehr selber führen; nimm Besitz von meiner Zeit, jede Stund sei dir geweiht.

Wenn wir Gott auch nur einmal etwas von unserem Leben gegeben haben, so haben wir dabei eine wunderbare Erfahrung gemacht. Immer wenn wir mit etwas aufgeräumt haben, das

unser bisheriges Leben belastete, wenn wieder ein Strick zerrissen war, mit dem wir gebunden waren, wenn wir etwa wegen einer Geldsache, bei der es nicht ganz reell zugegangen war, Abbitte taten, oder eine alte Feindschaft mit einer Nachbarfamilie endlich begraben haben, immer wenn wir Gott so nach langem Widerstreben endlich nachgegeben haben, da war es uns, als wäre ein Hindernis beseitigt, welches das Licht nicht hereingelassen hatte in unsere Seele, als breche mit einemal ein neuer Lichtschein in unser Herz, ein erster Strahl von der Herrlichkeit der himmlischen Stadt, die unser wartet.

Vielleicht geht es uns wie jenem Blinden, den Jesus nicht auf einmal heilen konnte. Als Jesus zum erstenmal seine heilende Hand auf seine Augen gelegt hatte, da hatte er zunächst nur einen Schimmer und sprach: „Ich sehe Menschen, als sähe ich Bäume." Jesus mußte nocheinmal die Hand auflegen, dann erst bekam er volles Licht. So geht es vielleicht auch bei uns nicht auf einmal. Unser Herz gleicht einem dunklen Raum, bei dem erst einmal ein schwerer Vorhang zurückgeschoben werden muß, der alles verdunkelt hat, dann entsteht ein Dämmerlicht. Aber die Sonne kann immer noch nicht eindringen, es muß noch ein Laden aufgeschlagen werden, dann erst bricht der volle Lichtstrahl in den dunklen Raum. Erst wenn die letzte Scheidewand gefallen ist, die zwischen uns und Gott stand, zieht die Gewißheit in unsere Seele ein, daß es eine unsichtbare Gotteswelt gibt, die unser wartet. Wir werden wiedergeboren zu der lebendigen Hoffnung auf das „unvergängliche und unbefleckte und unverwelkliche Erbe, das behalten wird im Himmel."

Es ist immer etwas Herrliches, wenn ein Mensch stirbt, bei dem das letzte Hindernis gefallen ist, das uns von Gott trennt. Christen sterben ja nicht leichter als andere Menschen. Im Gegenteil, es geht gerade bei Christen zuletzt oft durch eine besonders tiefe Finsternis. Sie müssen durch besonders schwere Erschütterungen hindurch, bis endlich die Tür aufspringt, und das Licht der ewigen Stadt hereinflutet. Als ich vor Jahren in einer der baltischen Gemeinden war, die nachher durch ein so schweres Martyrium gingen, da lag ein alter Seelsorger im Sterben, der seine Gemeinde, wie wenige, jahrzehntelang getragen hatte. Er hatte einen so langen und schweren Todeskampf, daß er seiner Gemeinde vom Sterbebett aus von der Kanzel sagen ließ, es solle doch ja niemand etwas, was er mit Gott in Ordnung bringen wolle, für die letzte Krankheit aufsparen, denn da sei man ganz von den Qualen des Leibes in Anspruch genommen. Nein, es bleibt auch uns Christen nichts erspart vom Fluch des Todes. Dennoch habe ich noch nie einen Christen sterben sehen, in dessen Seele nicht mitten in der Todesnot ein Strahl von jener Herrlichkeit gefallen wäre, die Stephanus sah, als die Steine flogen und sein Blut strömte. Er aber voll heiligen Geistes sah auf gen Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und rief: „Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen."

## II.

Aber das führt uns noch auf den zweiten Klang, den wir heraushören aus dem Loblied der ersten Christen über den Gräbern. Wenn wir wiedergeboren sind zu einer lebendigen

Hoffnung, dann sind wir befreit von der bangen Frage: Haben wir nicht umsonst gelebt? Sind die Toten umsonst gestorben, wenn das Haus zerfallen ist, an dem sie gebaut haben? Denn es ist uns dann gewiß geworden: Es gibt nicht nur diese vergängliche Weltgestalt, die unsere fleischlichen Augen sehen, die Welt, in der „der Rost das Eisen frißt", in der die Blüten welken und die Toten vergessen werden. Nein, auf eine geheimnisvolle Weise ist schon jetzt eine unsichtbare Gotteswelt da, die einst herrlich ans Licht treten wird. Dann sind wir wirklich „Wanderer zwischen beiden Welten", und alles, was wir reden und tun, hat immer eine doppelte Bedeutung. Wir hinterlassen eine Spur hier in dieser Vergänglichkeit. Diese Spur kann lang nachwirken oder auch schnell verweht werden wie eine Fußspur im Schnee, je nachdem wir für eine Sache arbeiten, die in dieser Welt siegt, oder für eine andere, die in dieser Welt untergeht. Aber was wir reden und tun, hinterläßt immer auch noch eine andere Spur, eine Spur in der unsichtbaren Welt. Die Bibel redet immer wieder in geheimnisvoller Weise von dieser zweiten Spur, die unser Leben hinterläßt. Im 56. Psalm betet ein Mensch, der ganz umgeben ist von wutschnaubenden Feinden; verlassen von allen Menschen weint er seinen Schmerz vor Gott aus. In dieser tiefsten Einsamkeit ruft er zu Gott: „Fasse meine Tränen in deinen Krug." Nichts wird weniger in der Welt beachtet als einsame Tränen, die Tränen des Verlassenen, der in der fremden Welt herumgestoßen und mißverstanden dem einzigen Menschen nachweint, der ihn auf dieser Welt verstanden hatte, die Träne der Mutter, die spät in der Nacht um ihren verlorenen Sohn weint.

Niemand erfährt etwas von diesen einsamen Tränen, denn bei Tag zeigt sie vielleicht ein heiteres Gesicht; sie will ihrer Umgebung die Stimmung nicht verderben. Dennoch ist diese einsame Träne nicht verloren, sie wird aufbewahrt in einem unsichtbaren Gefäß. Ebenso spricht Jesus von einer verborgenen Schatzkammer, in der alles aufgehoben wird, was wir in Gott getan haben, von einem unsichtbaren Ort, in dem Schätze gesammelt werden, „die weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen". Als Jesus vom Tod des reichen Bauern sprach, der einen großen Kornvorrat eingehamstert hatte, sagt er das wunderbare Wort: „Also gehet es, wer sich Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott." Und Paulus sagt: „Wer auf den Geist säet, der wird vom Geist das ewige Leben ernten." Also, während wir in unserer Werkstatt arbeiten, während wir hämmern und hobeln, kochen und nähen, rechnen und verkaufen, säen wir nicht bloß auf den vergänglichen Acker dieser Welt — wer weiß, ob dieser Same aufgeht! Nein, wenn wir unsere ganze Liebe hineinlegen in unsere Arbeit, dann hinterläßt unser Tagewerk immer auch noch eine andere Spur. Es fällt ein Same auf einen unsichtbaren Acker, der einmal aufgehen und Frucht tragen wird, wenn wir „ernten werden ohne Aufhören".

Nun kann der Fall eintreten: was in dieser Vergänglichkeit viel Staub aufwirbelt, wovon alle Welt spricht, wovon alle Zeitungen voll sind, was Jahrhunderte nachwirkt, das hinterläßt vielleicht in der unsichtbaren Welt überhaupt keine Spur. Der reiche Kornbauer, dieser ausgezeichnete Geschäftsmann, der in weitschauender Politik mächtige Lagerräume aufführte

und ein großes Vermögen hinterließ, starb arm in Gott. Umgekehrt kann etwas, was in dieser vergänglichen Welt nicht den geringsten Eindruck macht, als zukunftsschweres Samenkorn auf das unsichtbare Ackerfeld fallen, auf den fruchtbaren Boden der Ewigkeit. Manches von uns hat vielleicht eine schwache Kraft und kann nichts Weltbewegendes leisten. Aber es gibt kleine Dienste, in die wir unsere ganze Liebe hineinlegen können, und wenn es nur ein paar Blumen wären, die jemand einer einsamen Kranken bringt, die an ihr Zimmer gefesselt ist. Eine Kleinigkeit, für die die Welt überhaupt kein Auge hat, und doch ein kleines Samenkorn, in den Acker der Ewigkeit gesät, ein kleiner Baustein, durch den das unsichtbare Reich der Liebe gebaut wird, das unter der Hülle dieser kalten vergänglichen Welt wächst bis zum Tag der großen Enthüllung!

Ich ging einmal vor Jahren über das ehemalige Schlachtfeld von Leipzig, als das Völkerschlachtdenkmal noch im Bau begriffen war. Man sah noch gar nichts von dem Wunderbau, der bald enthüllt werden sollte, man sah nur ein ungeheures Baugerüst von grauen Brettern und Verschalungen, das bis in den Himmel hineinzuragen schien. Und man hörte ein leises Klingen von Hunderten von Hämmern und Meißeln im Gerüst. So wächst unter dem Baugerüst dieser Zeitlichkeit der unsichtbare Bau Gottes, der einmal enthüllt werden wird, wenn die Bretter fallen. Und wer Ohren hat zu hören, der hört schon jetzt ein leises Klingen von Hämmern und Meißeln, die an dem unsichtbaren Bau arbeiten. Jede schlichte Handlung, bei der wir uns selbst wirklich ganz vergessen haben, jede Tat, bei der jemand sein Leben gelassen hat für seine

Brüder, ist ein klingender Hammerschlag zum unsichtbaren Bau Gottes.

Ach, daß unsere Augen nicht mehr gebannt wären von dem vergänglichen Baugerüst, das doch bald abgeschlagen werden soll! Wir wollen uns nicht mehr blenden lassen von der Sichtbarkeit, von dem, was in dieser Welt hohe Wellen schlägt und große Augenblickserfolge davonträgt. Und wir wollen uns nicht mehr niederschmettern lassen durch die „Leiden dieser Zeit, die nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden". Wir vergessen immer, wie schnell die „Gestalt dieser Welt vergeht". Wenn siebzig oder achtzig Jahre vergangen sind, und wenn dann diese Kirche noch steht, wird unter diesen hohen Gewölben eine andere Gemeinde singen und lauschen. Von uns wird kaum mehr jemand dabei sein. Wo werden wir dann sein? Was uns jetzt empört, aufregt und niederschlägt, das läßt uns dann kalt. Die Fragen und Sorgen, die uns jetzt beschäftigen, werden uns dann nicht mehr drücken, z. B. die Frage, ob die deutsche Mark oder der amerikanische Dollar wieder angezogen hat, oder die Sorge, ob das Lungenleiden oder Herzleiden, von dem wir seit Jahren geplagt sind, besser oder schlechter geworden ist. Nur auf eins wird es uns dann noch ankommen im Blick auf die gegenwärtige Zeit, nur e i n e Frage wird von ewiger Wichtigkeit sein in unserem Leben: w i e wir unser Leid getragen haben, ob unsere Liebe darüber erkaltet ist, ob wir bitter darüber geworden sind, oder ob uns unter dem Druck der Zeit die Augen aufgegangen sind für die leidenden Menschen um uns her, für den Einsamen, der auf ein freundliches Wort von uns wartet.

Ueber Nacht, über Nacht, kommt Glück und Leid,
Und eh du's gedacht, verlassen dich beid'
Und gehen dem Herrn zu sagen,
Wie du sie getragen.

Wenn wir nur alle Tage unseres Lebens an den letzten Tag dächten, an das, was uns dann allein noch wichtig sein wird von unserem Leben! Dann würden wir allem, was uns jetzt verbittert und beschwert, viel ruhiger und männlicher gegenüberstehen.

Noch eine kleine Zeit, so ists gewonnen,
Dann ist der ganze Streit in nichts zerronnen,
Dann werd ich laben mich an Lebensbächen,
Und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen.

# Er hat mich angenommen.

(Predigt auf der Studentenkonferenz in Barmen.)

Psalm 49. 8, 9, 10. Kann doch ein Bruder niemand erlösen, noch Gott jemand versöhnen; denn es kostet zuviel, ihre Seele zu erlösen, daß er es muß lassen anstehen ewiglich. Aber Gott wird meine Seele erlösen aus der Hölle Gewalt; denn er hat mich angenommen, Sela.

Wir haben auf der Konferenz, die hier auf der „Bundeshöhe" tagt, in den letzten Tagen über all die Fragen gesprochen, die heute einem Deutschen, der noch an Gott glaubt, das Herz schwer machen; aber wenn wir diesen Psalm aufschlagen, dann kommt es uns zum Bewußtsein: es gibt eine Frage, die ist noch älter als alle die Fragen, die uns heute so stark bewegen; eine Frage, die schon war, ehe es eine soziale Frage gab, und ehe es eine deutsche Not gab; eine Frage, die noch sein wird, wenn es keine deutsche Not mehr geben wird. Was ist diese Urfrage der Menschheit? Vor einigen Monaten stand ich ganz allein mit einem heidnischen Chinesen vor dem Altar des Himmels in Peking, diesem Marmoraltar, der so wunderbar an den Brandopferaltar des Alten Testaments erinnert. Der weiße Marmorbau ragte in den tiefblauen Sommerhimmel. Es war so still, daß man das leise Rauschen der Fichten hörte, die diesen Altar wie ein heiliger Hain umgeben. Da erzählte mir der Heide von der „Nacht des Opfers". „Der Sohn des Himmels, der Kaiser", sagte er, „stieg alljährlich einmal diese Marmorstufen empor, nachdem er sich vorher durch Fasten

und Beten vorbereitet hatte, und brachte ein ungeheures Brandopfer von geschlachteten Tieren dar, während rings die Fackeln lohten und der Nachthimmel vom Widerschein der Opferfeuer blutrot strahlte." Warum mußte das sein? Nur wenn der Himmel mit der Erde versöhnt ist, so war der Glaube der Chinesen, dann gehen die Gestirne ihren Gang, dann wächst der Reis in den fruchtbaren Tälern, dann gehorchen die Kinder ihren Eltern, dann verehren die Menschen ihre Vorfahren. Die alten Kulturvölker haben es gewußt, daß es eine Voraussetzung gibt, die alle Lebensentfaltung trägt, ein Fundament, ohne das unser Dasein seine Grundlagen verliert, nämlich die Versöhnung der gefallenen Welt mit Gott. Ehe irgendeine der großen Fragen gelöst werden kann, die uns heute bewegen, etwa die Frage: Wie schaffen wir den Krieg aus der Welt? Wie lösen wir die soziale Not?, muß erst eine Antwort da sein auf die Frage der Fragen: Wie bekomme ich gefallener Mensch überhaupt Zutritt zum Herzen Gottes? Wie bekomme ich ein mit Gott versöhntes Gewissen? Ohne dies fehlt meiner ganzen Lebensgestaltung, auch all meiner Weltverbesserungsarbeit, die tragende Grundlage.

Während meiner Studentenzeit ging mit einemmal die Kunde durch Europa, der Campanile auf dem Marktplatz in Venedig sei ganz plötzlich am hellichten Tage zusammengestürzt und habe den Markusplatz mit seinen Trümmern überschüttet. Wie kam das? Im Bau selbst hatten sich nirgends Risse gezeigt. Die Quadersteine waren fest ineinander gefügt. Der Fehler lag am Fundament. Die schweren Balken, mit denen dieser alte Bau in den Meeresgrund der Lagunen eingerammt

war, waren nicht fest genug: daher der plötzliche Zusammenbruch. Wie oft habe ich gerade bei jungen Menschen einen ähnlichen ganz unerwarteten Zusammenbruch erlebt! Es waren Menschen, die vielleicht mitten in einer wundervollen sozialen Arbeit oder in einer christlichen Arbeit standen. Plötzlich brachen sie zusammen. Es war, wie es Jesus am Schluß der Bergpredigt ausdrückt: Da fiel das Haus und tat einen großen Fall. Einen ganz furchtbaren Fall, vielleicht in einer Unterschlagung oder in Unzucht, einen Fall aus dem ganzen Zusammenhang mit Gott heraus. Was war der Grund? War die Verführung zu groß gewesen? Waren es die durch den Krieg überreizten Nerven? Nein, der Grund liegt tiefer. Es hat von Anfang ihres christlichen Lebens an am Fundament etwas gefehlt. Das Haus ihrer Persönlichkeit war nicht tief genug eingerammt in den Meeresgrund der Gnade. Die Vergangenheit war nicht in Ordnung gebracht. Sie hatten ihre Kleider nicht gewaschen im Blute des Lammes. Daher dieser plötzliche Zusammenbruch.

Es gibt, das hat uns Jesus am Schluß der Bergpredigt eingeprägt, ein architektonisches Gesetz für den Aufbau der Persönlichkeit, und dieses heißt: Das Fundament ist wichtiger als der ganze Bau. Was Jesus dort sagt von dem Haus, das auf dem Felsen ruht, und von dem anderen Haus, das auf den Sand gebaut ist, das verstehen wir heute noch viel besser als früher. Die Architekten unter uns wissen ganz genau: Wenn wir etwa das Maschinenhaus einer Fabrik errichten oder einen Dampfkran aufstellen, so muß das Fundament so fest in den Boden einbetoniert sein, daß keine Bewegung der Maschine

das Fundament jemals erschüttern kann. Die Eisenkonstruktion mag noch so gut sein und die Maschinen noch so ausgezeichnet, wenn das Fundament schwankt, ist der ganze Bau unbrauchbar.

Es ist darum vielleicht gut, wenn wir an diesem Sonntagmorgen, nachdem wir die Woche über vom Aufbau unseres Lebens gesprochen haben, einmal ganz einseitig an das Fundament denken. Wir wollen uns zuerst deutlich machen, wie unendlich wichtig diese Frage aller Fragen ist, die Fundamentalfrage, wie wir einen gnädigen Gott bekommen. Und dann wollen wir sehen, was uns unser Psalmwort zur Lösung dieser Frage zu sagen hat.

I.

Es ist ein charakteristischer Zug unserer Zeit im Gegensatz zum Mittelalter, daß wir alle die Neigung haben, unheimlich rasch über die Fragen des Fundaments hinwegzueilen. Wir wollen so rasch als möglich Taten sehen, etwas Greifbares, Sichtbares, einen Erfolg, der sich zahlenmäßig nachweisen läßt. Wir verstehen jene Menschen des Mittelalters nicht mehr, deren Letzter und Größter Luther war, die jahrelang in der Einsamkeit der Klosterzelle bis zur Verzweiflung am Fundament ihres Lebens gegraben und gearbeitet haben. Wir verstehen die indischen Büßer nicht mehr, die sich der Glut der Wüste aussetzten, nur um in Harmonie mit dem Unendlichen zu kommen. Wir meinen, wenn wir nur eine Lebensaufgabe gefunden haben, eine große Sache, für die wir uns verzehren können, dann wird alles übrige sich finden. Bloß nicht Grübler werden! Hinaus in den frischen, fröhlichen Kampf, dann wird

unser Verhältnis zu Gott schon ganz von selber in Ordnung kommen. Dieser Rat beruht auf einer gefährlichen Verwechslung von zwei Dingen, die wir nicht miteinander vermengen dürfen. Es sind zwei verschiedene Dinge: Das Fundament und der Bau, die unsichtbaren Grundmauern, die das Haus tragen, und das Haus selbst, das darauf aufgebaut wird. Die Versöhnung unserer Seele mit Gott, der Frieden unseres Gewissens ist das Fundament. Unser Lebenswerk, die Aufgabe, an der wir arbeiten, ist das Haus, das auf diesem Grunde aufgebaut wird. Beides gehört zusammen; aber beides sind verschiedene Dinge. Es gibt Menschen, die haben Frieden mit Gott gefunden durch das Versöhnungswerk Christi; aber es sind ihnen alle Möglichkeiten abgeschnitten, noch irgend etwas in dieser Welt zu leisten, sie liegen vielleicht an einer unheilbaren Krankheit in der Klinik. Und es gibt andere Menschen, die stehen in verzehrender Arbeit. Den ganzen Tag klingelt ihr Telephon, sie brauchen mehrere Schreibgehilfen. Und es ist nicht bloß Vielgeschäftigkeit. Sie helfen wirklich, die Not unseres Volkes zu lindern. Und dennoch, — von der Ewigkeit aus gesehen, ist ihr ganzes Tun eine Flucht vor Gott, eine Flucht vor der eigentlichen Frage ihres Lebens. Ein Riesenbau, dem aber das Fundament fehlt. Es ist bedeutsam, daß am Anfang der Bibel, im Morgengrauen der Menschengeschichte, zwei Opfernde stehen, der eine — Kain — bringt dem Herrn Opfer von den Früchten seines Feldes. Er schichtet Garben auf. Schwere Rauchwolken ziehen zum Himmel. Aber Gott sah Kain und sein Opfer nicht gnädig an; Abel aber und sein Opfer sah der Herr gnädig an. Dieses Bild der beiden Opfernden ist

ein bedeutungsvolles Gedenkzeichen für alle Zeiten. Es kommt nicht auf die Größe deines Opfers an, nicht auf die Zahl der Garben, die du auf den Altar bringst; nicht auf das Maß der Nervenkraft, nicht auf die Zahl der Briefein- und -ausgänge. Es kommt darauf an, ob Gott „ja" sagt zu dir und deinem Opfer.

Ach, daß diese große Sorge und Frage an diesem Morgen in dem einen oder anderen von uns erwachen möchte, der bisher allzu schnell darüber hinweggeeilt war, — die Frage: Darf ich überhaupt mitarbeiten? Habe ich überhaupt ein Recht, am Tempel Gottes mitzubauen? Hat er mich angenommen? Oder ist vielleicht all mein Arbeiten und Opfern wie das der Kinder Korah, die die Geräte im Hause Gottes mit unreinen Händen anfaßten? Ist mein Gebet noch der Schrei eines gefesselten Herzens, das nicht von sich selber frei werden kann? Ist all mein Reden und Schreiben und Dichten wie der Gesang eines gefangenen Vogels, der sich nicht emporschwingen kann ins Blau? Ist all mein Diskutieren über Probleme nur ein Versuch, der letzten und eigentlichen Frage meiner Seele aus dem Weg zu gehen?

II.

Wenn diese Sorge in uns erwacht ist und wir nach einer Lösung ausschauen, so sagt uns unser Psalmwort zunächst eine niederschlagende Wahrheit. Aber diese niederschlagende Wahrheit enthält, wenn wir sie recht erfassen, einen starken Trost: „Kann doch ein Bruder niemand erlösen, noch ihn Gotte versöhnen, denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen; man muß es lassen anstehen ewiglich."

Man kann auf einer christlichen Versammlung kaum etwas Niederschlagenderes sagen. Wir sind doch zusammengekommen, um einander zu helfen. Der Bruder möchte den Bruder erlösen, ihm einen letzten Zweifel nehmen, ein letztes Hindernis aus dem Weg räumen, das ihn von Gott scheidet. Einer möchte für den anderen vor Gott einstehen. Aber hier stoßen wir auf eine unüberwindliche Schranke. Gerade in solchen Tagen, da wir soviel Gemeinschaft miteinander haben und unsere Zusammengehörigkeit spüren, da oft ein Gedanke, ein Gefühl wie ein elektrischer Strom durch uns alle hindurchgeht, muß es ganz deutlich gesagt werden: Jeder von uns bleibt auch in solchen Tagen mit seiner Last allein. Es ist, wie Longfellow sagt: Wir sind Schiffe, die einander auf dem Ozean des Lebens in der Nacht begegnen. Nur ein Signal wird getauscht und eine Stimme von weitem, dann wieder Nacht und Schweigen. Manchmal in einer einsamen Aussprache spät in der Nacht haben wir das Gefühl, daß wir der Seele des anderen ganz nahegekommen sind. Nur eine dünne Wand ist zwischen uns. Wir ahnen den Zustand der ewigen Welt voraus, da wir nicht mehr durch diese Leiblichkeit voneinander getrennt sein werden. Aber gerade in solchen Stunden merken wir: Ein Letztes muß der andere doch immer für sich behalten. Das kann er nicht mehr aussprechen. Und dieses Letzte ist gerade das Wichtigste. Das ist die einsame Kammer, wo er seinen Jakobskampf mit Gott auskämpft, den Kampf, aus dem jeder Mensch nur mit gebrochener Hüfte hervorgeht. Dort kann niemand hineinsehen. Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein. Jeder von uns steht allein mit seiner Ver-

gangenheit vor dem Flammenauge Gottes. Keiner von uns kann die Vergangenheit des anderen wieder zurechtbringen. Das ist ja nach Oswald Spengler der Grundgedanke der Tragödien aller Zeiten und Kulturvölker, daß es kein Mittel gibt, um die Vergangenheit rückgängig zu machen. „Es kostet zu viel; man muß es lassen anstehen ewiglich." Bei der Wahl eines amerikanischen Präsidenten, dessen Vergangenheit befleckt war, hat man eine Million Dollar ausgegeben, um ihn „weiß zu waschen". Man hat allen, die um sein Vorleben wußten, hohe Schweigegelder bezahlt. Aber dieser gewaltige Einsatz von Gold konnte nur die Zeugen der Vergangenheit zum Schweigen bringen. Die Vergangenheit selbst ließ sich auf diese Weise nicht aus der Welt schaffen. Aber wenn es unmöglich ist, eine Seele durch Gold einzulösen, — geht es nicht um einen höheren Preis? Können wir nicht unsere Seele einsetzen für unseren Bruder? Als Israel um das goldene Kalb tanzte, setzte Mose sein Letztes ein. Er sagt zu Gott: „Nun vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge auch mich aus deinem Buch, das du geschrieben hast." Er setzte sein Letztes ein, um das Volk zu erlösen. Und Paulus schreibt: „Ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundeten sind nach dem Fleisch." Wie manche Mutter möchte dasselbe tun für ihr Kind, das in Gefahr ist, verloren zu gehen. Sie möchte ihre Seligkeit hingeben, um die Seele des Kindes zu retten! Mancher von uns möchte das vielleicht für seinen besten Freund, um ihn aus der Verzweiflung zu retten. Aber Gott weist Mose strenge zurück. Der Herr sprach zu Mose: „Was? Ich will den aus meinem Buch tilgen,

der an mir sündigt." Unerbittlich weist Gott Mose in seine Schranken. Mose hat mehr gewollt, als ein Mensch begehren darf und kann. Hier ist die Schranke aller menschlichen Liebe. Hier fühlen wir schmerzlich, daß wir unter einem Fluch stehen. Wir Menschen können viel füreinander tun. Noch im Todeskampf kann einer dem anderen den Schweiß von der Stirne wischen und ihm ein stärkendes Wort ins Ohr sagen. Aber eins können wir nicht füreinander tun. Und das ist gerade das Wichtigste, das, was allein wirklich helfen könnte. Wir können unsere Seele nicht für den Bruder einsetzen. Das kann keine menschliche Liebe. Nur eine göttliche Liebe kann diese Schranke durchbrechen. Für uns ist der Preis zu groß. Wir können ihn nicht bezahlen. „Es kostet zu viel, eine Seele zu erlösen; man muß es lassen anstehen ewiglich."

Als David für seine Volkszählung gestraft werden soll und die Strafe wählen darf: sieben Jahre Teuerung oder drei Monate Flucht vor seinen Widersachern oder drei Tage Pestilenz, — da sagt er zu dem Propheten Gad: „Es ist mir sehr angst; aber laß uns in die Hand des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist groß; ich will nicht in der Menschen Hand fallen." Wir haben gesehen, unser Endschicksal, unser ewiges Heil oder Verderben ist von Menschen ganz unabhängig. Kein Bruder kann dabei dem Bruder helfen oder die Entscheidung über ihn beeinflussen. Wir sind ganz allein auf Gott geworfen. Das macht einsam. Aber darin liegt auch wieder ein Trost. Wenn wir ganz allein vor das Auge des ewigen Richters treten sollen, so sagen wir mit David: Mir ist sehr angst, aber laß uns in die Hand des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist

groß. Das ist besser, als in die Hand der Menschen zu fallen. Es ist doch zuletzt am besten für uns alle, daß unser ewiges Schicksal allein in der Hand Gottes ruht. Alle letzten Entscheidungen, auch die letzten Entscheidungen über die Völker und Einzelmenschen im Gang der Geschichte, ruhen allein in Gottes Hand. Immer, wenn Gott schafft, schafft er allein, unabhängig von allen anderen Einflüssen. Im Uranfang der Dinge schwebte der Geist Gottes über den Wassern. In erhabener Einsamkeit trug der Geist Gottes die ganze Weltzukunft in sich. Niemand ist sein Ratgeber gewesen. Und als das Sittengesetz gegeben wurde auf dem Sinai, da ließ Gott ein Gehege um den Berg machen, daß kein Mensch und kein Tier herüberkommen konnte. Gott will mit Mose allein sein und allein mit ihm reden. Und auch der letzte und schwerste Kampf, der über unser aller ewiges Schicksal entschied, die Entscheidungsschlacht zwischen Licht und Finsternis auf dem Berg der Versuchung, in Gethsemane und auf Golgatha, ist in unendlicher Einsamkeit ausgefochten worden. Auch die Nächsten bleiben verständnislos zurück, und Jesus kämpft allein. In dieser einsamsten Stunde der Weltgeschichte da ist der Preis gezahlt worden, von dem das Psalmwort sagt: Er ist zu groß, es kostet zu viel, man muß es lassen anstehen ewiglich. Kein Mensch kann die Größe dieses Preises ermessen. Gott hat ein Gehege gemacht um den Hügel Golgatha, das auch das Denken sündiger Menschen nie überschreiten kann. Dort sind unabhängig von allen Menschen die Würfel gefallen über dein und mein ewiges Schicksal.

Unsere Sache ist es nur, gewiß zu werden über das, was auf

Golgatha für uns geschah. Es muß mir geschenkt werden, was Luther sagt: „Daß ich höre dein heimlich Einrünen: dir ist vergeben die Sünde." Dieses Hören der göttlichen Entscheidung ist das einzige, was wir tun müssen, wenn unser Leben ein ewiges Fundament bekommen soll. Das Psalmlied, das wir gelesen haben, nimmt mit einemmal eine wunderbare Wendung. Der Beter ruft jubelnd aus: „Aber Gott wird meine Seele erlösen aus der Hölle Gewalt; denn er hat mich angenommen." „Er hat mich angenommen", es ist gar nicht auszudenken, was in diesem Wort enthalten ist.

Ein Verwandter von mir erzählte manchmal davon, wie er einst als stellenloser junger Mann durch die Straßen Londons irrte. Ueberall war er als Deutscher abgewiesen worden. Er hatte schon beinahe alle Hoffnung verloren. Da machte er noch einen letzten Versuch: er trat ins Kontor eines alten Geschäftshauses und fragte den Chef, ob er nicht eine Stelle für ihn habe. Da wurde er angenommen. Er hat das herrliche Gefühl nie vergessen, mit dem er nun durch das Gewühl der Riesenstadt in seine Dachkammer zurückkehrte mit der jubelnden Gewißheit im Herzen: Er hat mich angenommen. Mag es auch eine ganz geringe Anfängerstelle sein, bei der man ganz unten anfangen und die niedrigste Arbeit machen muß, mag der Anfang hart sein und das Einleben schwer, — ich bin angenommen, ich bin eingestellt in das große Werk.

Wie herrlich wäre es, wenn einer von uns in diesen Tagen zu der jubelnden Gewißheit käme: Gott wird meine Seele erlösen aus der Hölle Gewalt; denn er hat mich angenommen. Wenn ich das weiß, so ist ja alles andere demgegenüber ganz

gleichgültig. Ob ich infolge schwacher Begabung und leidender Gesundheit zeitlebens nur Handlangerdienste leisten kann für das große Werk Gottes, — was kümmert mich das, wenn ich nur angenommen bin und eingestellt in das große Werk Gottes! Ja, wenn es auch mein Los ist, in der Hälfte meiner Jahre weggenommen zu werden, so daß mein Lebenswerk ein Torso bleibt, auch darein kann ich mich freudig und dankbar finden, wenn ich nur weiß: Ich bin angenommen und eingestellt in das große Werk Gottes.

Als wir im vorigen Jahr um diese Zeit in Niesky tagten, kam mit einemmal die Nachricht, daß Herrnhut brenne. Die Studenten der Brüdergemeine, die unter uns waren, schwangen sich auf ihre Räder, um zu Hilfe zu eilen. In jener Nacht hat sich einer unserer Freunde, der zuletzt bei uns in Tübingen war, beim Löschen den Tod geholt. Er konnte gerade noch seine Stelle in Berlin antreten. Da mußte er sich niederlegen und starb nach längerer schwerer Krankheit. Er war durch manche Kämpfe und innere Nöte gegangen, seit er als Offizier aus dem Krieg zurückkehrte. Er war auch noch in seinem letzten Studiensemester bedrückt von ungelösten Fragen. Darum erscheint es mir wie ein köstliches Vermächtnis für uns alle, was mir seine Mutter über seine letzten Lebenstage schrieb. „O Mutter", sagte er in seinen letzten Tagen, „sag's allen, allen, daß wir nur durch die Gnade unseres Heilandes selig werden!" Menschlich gesehen, war sein Leben ein Torso geblieben. Er wurde weggerissen, ehe er seine Berufsarbeit beginnen konnte, auf die er sich so lange vorbereitet hatte. Aber er war angenommen von Gott. Er gehörte zu den Men-

schen, die Paulus mit einem vielsagenden Ausdruck „Gefäße der Barmherzigkeit" nennt. Es sind Menschen, die nichts Weltbewegendes mehr tun können, weil ihnen die Arbeitsmöglichkeit abgeschnitten ist. Aber sie sind Gefäße, gefüllt mit Barmherzigkeit Gottes, Schalen, bis zum Rande voll von Gnade, die nichts tun können, als überfließen von diesem köstlichen Inhalt.

Aber wie kommen wir zu der seligen Gewißheit, die uns zu Gefäßen der Barmherzigkeit macht, zu dem frohen Bewußtsein: „Ich bin angenommen?" Wir Menschen können einander in dieser Frage nicht weiterhelfen. Wir sind ganz auf ein Geschenk Gottes angewiesen. Nur eins möchte ich denen sagen, die bisher vergeblich nach Gewißheit gesucht haben. Ich bin überzeugt, Gott hat für jeden unter uns, der hier ist, eine ganz bestimmte Botschaft. Er hat jedem von uns etwas zu sagen, was nur ihm allein gilt, und was ihm Klarheit gibt über sein Leben. Wenn wir noch nicht gehört haben, was Gott uns sagen will, dann liegt es nur daran, daß wir das Hören noch nicht gelernt haben. Ich sah einmal einen Telephonisten im Kontor einer großen Fabrik, der mitten im betäubenden Lärm der Maschinen ein telephonisches Gespräch führte. Er wurde gefragt: Wie können Sie mitten in diesem Höllenlärm hören? Da sagte er: das habe ich auch erst lernen müssen. Im Anfang schwirrten mir alle Stimmen und Geräusche durcheinander. Jetzt habe ich gelernt, mitten im Lärm einsam zu sein. Sobald angeläutet wird, höre ich nichts mehr von dem, was um mich herum gelärmt und gesprochen wird. Ich höre nur noch die eine Stimme.

Wenn wir zu keiner Gewißheit über unsere ewige Bestimmung gelangen können, so liegt das meistens nicht daran, daß Gott nicht mit uns redet. Nein, der Fehler ist der, daß wir die innere Einsamkeit noch nicht gefunden haben, die Fähigkeit, mitten im Lärm der Welt doch immer die eine Stimme zu hören, auf die es allein ankommt. Es schwirren in unserer Seele noch zu viele Stimmen und Geräusche durcheinander. Es handelt sich nicht um die äußere Einsamkeit der Klosterzelle oder der Waldstille. Die wenigsten von uns haben in dieser schweren Zeit die Möglichkeit, sich auch nur auf Stunden oder Tage von allen Menschen zurückzuziehen. Darauf kommt es auch gar nicht an. In den beiden Fällen, da in den Evangelien einem Menschen die Vergebung seiner Sünden zugesprochen wird, geschieht es mitten im Menschengewühl. Der Gichtbrüchige liegt mitten im Menschengedränge auf seinem Bett. Mitten im Lärm einer Zuschauermenge hört er das Wort: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Er ist mitten im Gewühl ganz allein mit Jesus. Jesus spricht nur mit ihm allein. Die Sünderin ist in des Pharisäers Haus mitten in einer lärmenden Tischgesellschaft, die ihre Glossen über sie macht. Dennoch ist sie ganz allein mit Jesus, als er ihr sagt: Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden!

Möchten wir es lernen, mitten im Lärm dieser Zeit, mitten im Gedränge der Arbeit, ja, während wir miteinander sprechen und verhandeln, ganz einsam mit Gott zu sein und nur auf die eine Stimme zu hören, von der alles abhängt! Möchte alles das beseitigt werden, was uns nicht zum Hören kommen läßt! Dann kann auch uns die Gewißheit geschenkt werden, die der

Beter unseres Psalms gefunden hat: Aber Gott wird meine Seele erlösen aus der Hölle Gewalt; denn er hat mich angenommen.

Es soll unser tägliches Gebet sein, was Tersteegen in seinem Abendlied sagt:

Nun kehr ich ein.
Herr, rede du allein
Beim tiefsten Stillesein
Zu mir im Dunkeln!

# Vom Kommen des Gottesreiches.

Lukas 17, 20—25. Da er aber gefragt ward von den Pharisäern: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. Er sprach aber zu den Jüngern: Es wird die Zeit kommen, daß ihr werdet begehren zu sehen Einen Tag des Menschensohnes; und werdet ihn nicht sehen. Und sie werden zu euch sagen: Siehe hier, siehe da; gehet nicht hin und folget auch nicht. Denn wie der Blitz oben vom Himmel blitzt und leuchtet über alles, das unter dem Himmel ist, also wird des Menschen Sohn an seinem Tage sein. Zuvor aber muß er viel leiden und verworfen werden von diesem Geschlecht.

Liebe Gemeinde! Unser Evangelium führt uns in eine Zeit, da wieder einmal die alte Menschheitssehnsucht, die ja immer unter der Asche glüht, wo Menschen ringen und leiden, in heller Flamme hervorbrach, die Sehnsucht nach einer Weltwende. Damals ging es ja wie ein leises Zittern durch die Grundmauern des gewaltigen Römerreiches; es war wie eine Schwüle vor einem Gewitter: die Vögel flattern aufgeregt hin und her, die ganze Natur hält den Atem an, es wetterleuchtet auf allen Seiten, und man wartet nur auf den ersten, erlösenden Donnerschlag. Die Pharisäer umringen Jesus und richten an ihn diese alte Frage der Sehnsucht: Wann kommt das Gottesreich? Und die Jünger hören gespannt zu. Was

wird der Meister darauf antworten? Auch wir wollen miteinander in dieser Stunde sprechen von dieser menschlichen Frage und dann von der göttlichen Antwort, die Jesus auf sie gab.

Manche unter uns, wenn sie von Weltwende reden hören, haben dabei sofort ein bitteres Gefühl. Ach, wir haben ja auch alle einmal auf eine Wende aller Not gewartet. Damals in den letzten Kriegsjahren, wie haben wir uns da einen Friedenstag ausgemalt, diesen allerschönsten Tag, und wie sind wir enttäuscht worden! Es gibt vielleicht einzelne unter uns, die haben zum zweitenmal auf diesen Tag gewartet, als die Revolution kam. Wie haben sich viele Kreise, besonders in der Arbeiterschaft, diesen ersten Tag nach der Revolution ausgemalt, wo spielend die alten Gegensätze von Ausbeutern und Ausgebeuteten aus der Welt geschafft werden und jeder ein eigenes Häuschen im Grünen haben wird — und was ist dann daraus geworden! Nichts lähmt unsere Seele so sehr wie eine gestorbene Hoffnung, wenn auf dieses heilige Verlangen unserer Seele, dieses Warten, das in jedem jungen Menschen lebt, ein Reif gefallen ist, wo dann in einer Nacht alle Blüten erfrieren. Einst haben wir ja noch freudig zugehört, wenn jemand vom Völkerfrühling sprach, aber jetzt ist das eine gestorbene Hoffnung. Ist damit unsere Adventshoffnung gestorben? Nein, gerade durch diese Enttäuschungen sind wir alle viel reifer geworden für jenes Adventsverlangen der ersten Christengemeinde. Erst muß die Pflugschar des Leides tiefe Furchen durch unsere Seele gezogen haben, bis uns das Verständnis aufgeht für jenes letzte und tiefste Fragen der Menschheit: Wann kommt das Reich Gottes? Wann kommt jener letzte Tag, von

dem in der Offenbarung geschrieben steht: „Und ich hörte die Stimme einer großen Schar wie eine Stimme großer Wasser und eine Stimme starker Donner, die sprachen: Halleluja! denn der allmächtige Gott hat sein Reich eingenommen!" Es ist nicht feige Flucht vor dem Kampf der Gegenwart, wenn uns gerade heutzutage wieder diese Sehnsucht anwandelt nach diesem letzten Tag, der alles löst. Auch starke Männer wie Bismarck haben bekannt, daß sie es nicht ausgehalten hätten ohne den Gedanken an diesen lösenden Augenblick. Es gibt eben einfach Dinge, die können wir nicht ertragen ohne die Gewißheit: es kommt einmal eine Lösung! Denken wir an die Kinder in Rußland, die jetzt in den Hungergebieten von ihren eigenen Angehörigen und andern geschlachtet und verzehrt worden sind. Daß es gerade diese Unschuldigen sein mußten, das können wir nicht fassen. Wenn wir Erwachsenen elend umkommen, so haben wir immer das Bewußtsein: wir haben auch mitgesät (was wir jetzt ernten) an der Unheilssaat, die jetzt so schrecklich aufgeht. Aber daß gerade diese unschuldigen Kleinen so elend umkommen, während diejenigen, die an dem ganzen Elend schuld sind, fern davon herrlich und in Freuden leben, können wir nicht ertragen, ohne daß ganz leise durch unsere Seele die Frage zittert: Wann kommt das Gottesreich, wann kommt der neue Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt? Oder denken wir an die Kinder von Familien im eigenen Lande, die schon mit ihrer Geburt eine unheilvolle Krankheit mitbekommen haben, weil der Vater sich, vielleicht in einer Stunde des Rausches, vergangen hat. Wenn man ein solches Kind sieht, das schon in der Wiege

den Ausschlag um die Augen hat, an dem der Arzt erkennt, daß es blind wird, da zittert wieder durch unser Herz die Frage: Wann kommt das Reich Gottes? Wann wird diese Lawine von Jammer und Elend einmal aufgehalten werden, die sich von Geschlecht zu Geschlecht wälzt, wo immer aus der Schuld der Väter die Krankheit der Kinder folgt und aus diesem Elend wieder neues Verbrechen? Wann wird die Wolke der Lüge einmal aufgehoben, die uns jetzt umgibt? Wann kommt das Reich Gottes? Das ist unsere menschliche Frage.

Aber was ist die göttliche Antwort? Immer, wenn wir Menschen zu Jesus kommen mit unsern Fragen, mit alledem, was in uns gärt und wogt, da verfährt er mit uns nach jenem göttlichen Erziehungsgrundsatz: „Jeden Reben an mir, der da Frucht bringet, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe." Er verfährt also wie ein Gärtner im Frühjahr mit einem üppig wuchernden Strauch. Da muß er erst das Messer nehmen und alles herunterschneiden, was wild wächst, auf daß die Kraft gesammelt emporsteige. So muß es unser Herr auch mit unserer Sehnsucht, unserer frommen Adventssehnsucht machen. Erst muß er das Messer nehmen und alles das herunterschneiden, was aus unserm eignen unreinen Herzen stammt. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden." Eigentlich heißt es „mit Beobachtung", so daß man es beobachten und berechnen kann. Jesus nimmt ein Wort der Sternkunde, mit dem es die Sterndeuter ausdrückten, daß man das Schicksal der Welt an den Sternen ablesen könne. O wie stark ist gerade heut in uns diese fromme Wißbegierde, wie möchten wir so gern den dunklen Vorhang zerreißen, der die deutsche Zukunft

und die Weltzukunft verhüllt. Wir glauben ja heute nicht mehr, wir könnten aus Kometenschweifen das Schicksal ablesen; aber es gibt viele ernste Christen, die glauben, wir haben einen andern Sternenhimmel über uns, das Schicksal abzulesen, die Weissagungen der Schrift. Als 1744 wieder ein Komet am Himmel stand, fragte ein Hauptmann den alten Bengel, was das bedeute. Er bekam zur Antwort: „Der Glaube setzt die Kinder Gottes über die Kometen und alle Natur, .... aber wenn wir zur Stärkung unseres Glaubens auf künftige Dinge sehen wollen, so ist an dem Schrifthimmel in den Weissagungen die zuverlässigste Anzeige, in die Ferne und Nähe der letzten Weltzeiten zu schauen." Das ist ein frommes Wort und doch ein Wort, das eine außerordentlich verhängnisvolle Wirkung ausgeübt hat. Wenn heute Tausende von Nachkommen schwäbischer Familien mit im russischen Elend umkommen, so rührt das zum Teil daher, daß ihre Urgroßväter auf Grund von Bengels Berechnungen in den Osten zogen, um dort 1836 den Anbruch des 1000 jährigen Reiches zu erwarten. Eine furchtbare Bestätigung des Wortes Jesu: das Reich Gottes kommt nicht so, daß man es vorausberechnen kann, wie man einen Sonnenaufgang berechnet. Jesus muß uns erst auch unsere fromme Wißbegierde aus dem Herzen nehmen, wenn die Flamme der Adventserwartung ganz rein brennen soll.

Aber die fromme Neugier ist nicht der einzige Trieb, den er abschneiden muß, wenn wir Frucht bringen sollen. Es gibt noch ein anderes menschliches, allzumenschliches Bedürfnis, das sich mit unserm Warten auf das Gottesreich vermengt. Es ist das Bedürfnis nach Erleichterung; man möchte gern ein-

mal Luft bekommen. Wir verstehen jenes Stoßgebet Beethovens, das er in der Zeit seiner tiefsten Einsamkeit, Geldnot und Bedrängnis betete: „O Vorsehung, laß einmal einen Tag der Freude mir erscheinen; zu lange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd!" — Jesus sagt es seinen Jüngern voraus: „Es wird die Zeit kommen, daß ihr werdet begehren zu sehen Einen Tag des Menschensohnes, und werdet ihn nicht sehen." Und Jesus weiß gut, in was für eine Seelenverfassung wir kommen, wenn wir allzu lange vergeblich auf etwas gehofft haben. Er fügt hinzu: „Und dann werden sie zu euch sagen: Siehe hier, siehe da." Ach, wie gut kennt der große Seelenarzt die Seelenverfassung, in die wir Menschen hineinkommen, wenn wir lange keine Erleichterung gefunden haben. Es ist jene Krankheit, die in der späteren Zeit des Krieges in den Kriegsgefangenenlagern ausbrach, wo unsere Leute jahrelang, von Monat zu Monat, vergeblich auf die Heimkehr gewartet haben. Da entsteht eine hochgradige Erregung, man greift nach jedem Strohhalm, man rennt hierhin, rennt dahin: siehe hier, siehe da! Jeder neue Prophet, der heute in unserer erregten Zeit auftritt, ist sofort von einem Schwarm von Sehnsüchtigen umringt. Es sind lauter Menschen, die in seelischer Gefangenschaft schmachten, und wenn irgendwo einer auftritt, der sagt, er könne die Seelen befreien oder in die Zukunft schauen, so stürzen sie sofort hin, um sich von ihm erlösen zu lassen. Jesus warnt uns vor diesem Hin- und Herlaufen: „Gehet nicht hin und folget auch nicht!"

Er will uns erst einmal reinigen von dem, was unsere Adventserwartung trübt. Sie soll kein flackerndes Feuer, das vom

Wind jeder Zeitströmung hin und hergeweht wird, sondern eine stille Flamme werden. Es soll keine Neugierde dabei sein und auch nicht die fieberhafte Erregung eines Kranken, der Erleichterung sucht. Erst muß die Seele ganz still geworden sein, dann können wir das Letzte und Größte verstehen, was er uns darüber sagt: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch."

Es ist also nicht zu Fuß zu erreichen, indem man zu einem berühmten Manne reist; es ist auch nicht mit der Eisenbahn zu erreichen, indem man zu einem berühmten Orte fährt. Das Wort ist ja umstritten und man hat manche Deutungen versucht; wir wollen bei der einfachsten bleiben. All unser Laufen, Herumreisen, in die Ferne schweifen ist doch vielfach nur ein Versuch, von dem einen Ort zu fliehen, wo allein die Entscheidung über unsere ewige Zukunft fällt. Jeder von uns kennt die stille Stelle, die Jesus meint, wenn er sagt: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch." Oder im Gleichnis vom verlorenen Sohn redet er davon, wenn er sagt: „da ging er in sich..." Unser Leben gleicht einer lauten, lärmenden Straße, in der aber an einer Stelle eine kleine Kirche steht, deren Tor immer offen ist. Wo du auch immer sein magst in deinen Gedanken, wo du auch morgen sein magst im Laden oder Kontor oder auf dem Markt — du brauchst nur einen Schritt zu tun und bist in jener Kirche, die immer offen steht, an jener Stelle, die Jesus meint, wenn er sagt: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch." Du brauchst nur einen Augenblick inne zu halten und mit dir selbst allein zu sein, so fühlst du sofort etwas von dem „Atem aus der ewigen Stille". Mitten im Gewühl sind wir doch im letzten Grunde ganz allein, umgeben von der tiefen

Stille der Ewigkeit. Aber obwohl wir jeden Augenblick an diesem Ort sein können, so können wir ganze Tage lang von Sorgen und Geschäften so ausgefüllt sein, daß wir nie zu uns selber kommen. Es gibt viele, die jahrelang nicht zu sich selber gekommen sind; sie gleichen einem Menschen, der immer auf Reisen ist und nie zu Haus. Und nun sagt Jesus: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch." An dieser einsamen Stelle, an der wir jeden Augenblick sein können, da fällt die Entscheidung, da kommt das Reich Gottes. Welch eine gewaltige Verantwortung für uns! Paulus schreibt einmal an die Korinther: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet? So jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr." Wir haben also hier ein Heiligtum in uns, die Seele, die wir unmittelbar aus Gottes Hand empfangen haben; aber wir können diesen Tempel Gottes zerstören. Oft, wenn man einen jungen Mann wiedersieht, den man als Kind kannte, sieht man es ihm schon an den Augen an: da ist der Tempel verwüstet, und man möchte weinen, wie Jeremia auf den Trümmern des Tempels von Jerusalem weinte. Das ist die große Verantwortung der Adventszeit: wir können das Reich Gottes nicht herbeiführen, wir können es aber hindern, denn die Entscheidung liegt in unserer Hand. Es heißt Jesaja 40: „Alle Tale sollen erhöhet werden und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckerig ist, soll schlicht werden." Wenn Gott einziehen soll, so muß der Weg ganz aufgeräumt sein; eine kleine Sache, die noch nicht fortgeräumt ist, kann den Ein-

zug Gottes in unser Leben jahrelang aufhalten. Mancher fühlt vielleicht nicht die Ueberwinderkraft in sich, die er haben sollte; es liegt meistens nur daran, daß an einer Stelle die Leitung unterbrochen ist, die uns mit Gott verbindet. Es ist wie wenn der Draht, der eine Fabrik mit einer Kraftzentrale verbindet, an einer Stelle zerrissen wäre. Wenn die Leitung auch nur an einer Stelle unterbrochen ist, dann kann der Strom nicht mehr kreisen, und der Anschluß an die Kraftzentrale ist verloren. Ein alter Haß zwischen Nachbarn, ein Betrug, der nicht in Ordnung gebracht ist, kann einen Menschen jahrelang aufhalten. Herrlicher Tag, wenn das letzte Hindernis weggeräumt ist und der Weg ganz frei ist für Gott. Dann geht ein Jubel durch die Seele, wie der Jubel, von dem es in der Offenbarung heißt: „Und ich hörte eine Stimme großer Wasser und eine Stimme großer Donner, die sprachen: Halleluja! denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen." Dann ist das Reich Gottes in uns angebrochen. Immer läuten alle Glocken unserer Seele zusammen, wenn endlich der rechtmäßige König, der König der Ehren, einzieht, wenn endlich die letzte Fessel gesprengt ist, und wenn es sich erfüllt: „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wieviele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben". Die schlummernden Kräfte unseres Leibes und unserer Seele werden mit einem Male wach, wenn der, der allein befehlen darf, endlich die Zügel unseres Lebens in die Hand nimmt. Es ist, als wenn eine neue Freude, ja sogar eine neue Naturfreude erwachte, als strahlte die Sonne heller über uns, als hätten die Berge

vor uns ein reineres Blau. Der lange Kampf ist endlich entschieden, der Schlüssel zu unserm ganzen Leben ist in seine Hände gelegt, der Schlüssel zu unserer Arbeit und zu unserer Erholung und zu allem, was wir tun. Dann wird der verwüstete Tempel unserer Seele wieder aufgerichtet und die Wolke der Gegenwart Gottes senkt sich herab und erfüllt das ganze Haus. Dann hört mit einemmal das unruhige Herumlaufen und das aufgeregte Fragen auf: Wann kommt die Weltwende, wann werden die unhaltbaren Zustände endlich aufhören? Dann ist die Neugierde verschwunden, die den schwarzen Vorhang zerreißen will, dann ist es ein einziger Grundton, der unsere ganze Seele füllt: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." „Wer dich hat, ist still und satt, wer dir kann im Geist anhangen, darf nichts mehr verlangen." Das Warten ist still geworden; es ist nicht mehr das flackernde Feuer, es ist die heilige Flamme, die brennende Lampe der Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten.

Es ist gerade in unsern Verhältnissen jetzt so wichtig, daß wir uns darüber klar werden: der innere Besitz ist ganz unabhängig von allem, was die Zukunft bringt. Es ist eine große Sache gerade in dieser Adventszeit, daß uns Jesus sagt: Das Reich Gottes kann mit seiner ganzen Herrlichkeit inwendig in uns anbrechen, einerlei, wie traurig die äußeren Verhältnisse um uns herum sein mögen. Die Lampen der wartenden Gemeinde brennen am hellsten, wenn es Mitternacht geworden ist. Das

hat die Menschen am meisten verwundert, diese innere Freude der Christen auch inmitten des äußeren Elends.

In Westfalen hörte ich immer wieder von jenem armen Krüppel, der in der Anstalt Sarepta bei Bielefeld gestorben war. Er konnte nicht liegen, nicht sitzen, nicht stehen, nicht gehen. Er mußte festgeschnallt werden, die Hände waren ineinander gekrampft. Aber vor ihm auf einer Staffelei lag eine große Bibel. Als eines Tages der Anstaltspfarrer ihn besuchte, sagte er zu ihm: „Herr Pfarrer, der Heiland hat so viel für mich getan, ich möchte auch etwas für ihn tun. Ich kann nichts geben, ich bin ja arm, ich kann nicht arbeiten, ich bin gelähmt. Ich kann auch nicht reden, ich bin unbegabt. Ich habe darüber nachgedacht, was ich tun könnte, jetzt habe ichs gefunden. Ich habe einen so guten Wärter, der mich treu pflegt. Nun dachte ich, Sie haben so manchen Kranken in der Anstalt, der keinen Pfleger hat. Nehmen sie diesen Bruder und geben Sie ihn einem Kranken, der noch hilfloser ist als ich, und mir schicken sie einen der armen Trinker, die in Wilhelmsdorf untergebracht sind. Wenn der mein Elend sieht, wird er vielleicht zur Besinnung kommen." Man mußte ihm seinen Willen tun. Es kam eine böse Zeit für den Krüppel. Oft kam der neue Wärter betrunken heim; man hörte schon von weitem das Schlagen und Wimmern in der Zelle. Einmal hat er ihn im Rausch fast tot geschlagen. Aber immer, wenn er dann aus seinem Rausch wieder erwacht war, war er so überwältigt von der strahlenden Liebe des Krüppels, daß sein Herz schmolz. Der kleine Krüppel ging bald zur ewigen Freude ein. An seinem Grab aber stand der frühere Trinker und bekannte mit Tränen:

„Ich verdanke diesem Manne alles, er hat mir das Leben gerettet und zwar bloß dadurch, daß er nach der schlimmsten Mißhandlung immer dieselbe strahlende Freude und Liebe zeigte."

Wir Menschen können noch so verkrüppelt und verkümmert sein, ein hoffnungsloses Leid kann unsere Seele lähmen, dennoch kann das Allergrößte in uns geschehen, was überhaupt im Menschen geschehen kann. Es kann die Kraft Christi in unserer Schwachheit wohnen, und dann gehen von uns heilende Kräfte auf unsere Mitmenschen aus. Dieser Krüppel war einer von den Menschen, in deren Seele das Reich Gottes schon jetzt angebrochen war. Wenn nur ein einziger solcher Mensch in einer Familie ist, so spürt man das am ganzen Hause.

Jesus macht seiner Gemeinde keine Hoffnung auf eine baldige Wende der Weltnot. Zuvor, sagt er, muß es noch viel schlimmer kommen: Zuvor muß er viel leiden und verworfen werden von diesem Geschlecht. Trotz 2000 Jahren Christentum ist das Verworfenwerden Jesu noch nicht zum letzten Abschluß gelangt. Paulus sagt einmal von seinem eigenen Leiden: „Ich erstatte an meinem Leib, was noch mangelt an dem Leiden Christi." Die größte letzte Verfolgung, der Kampf der Welt gegen den Geist Christi, hat seinen Tiefpunkt noch nicht erreicht. Erst wenn diese letzte Verfolgung gekommen ist, kann das Licht, das in den Seelen der wartenden Brautgemeinde leuchtet, dieses inwendige Reich Gottes, hervorbrechen und die ganze Welt durchstrahlen.

„Um Mitternacht", heißt es im Gleichnis, also wenn es in der Welt so dunkel geworden ist, daß es nicht dunkler werden kann, „um Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der

Bräutigam kommt!" Auch im heutigen Evangelium macht Jesus nur eine vielsagende Andeutung über jenes Letzte, das alles löst. „Denn wie der Blitz oben vom Himmel blitzet und leuchtet über alles, das unter dem Himmel ist, also wird des Menschen Sohn an seinem Tage sein." Die Lösung kommt also nicht wie ein geschichtliches Ereignis, das sich lange vorbereitet wie der Weltkrieg. Sie fängt auch nicht an einem bestimmten Orte an, etwa in einem neuen Jerusalem, in einer neuen Gemeinde, und breitet sich von da aus langsam aus: nein, wie der Blitz zuckt, mit einem Schlage ist alles in ein Lichtmeer verwandelt. Dann sind unsere Nächte hell, dann kommt der Augenblick, der alles löst: „und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen" und das Zweite kommt, das wir uns heut noch nicht denken können.

Das ist die letzte große Adventsverheißung, die der Herr den Seinen hinterlassen hat. Wir aber antworten auf diese Verheißung mit dem Gebet: Ja komm, Herr Jesu! Und der Chor aller Propheten und Apostel, die Wolke der Zeugen und Märtyrer, die große Schar, die niemand zählen kann, die gekommen ist aus großer Trübsal, sie stimmen ein in unser Gebet: Ja komm, Herr Jesu!

O schöner Tag und noch viel schönre Stund,
wann wirst du kommen mir,
da ich mit Lust und freiem Freudenmund
die Seele geb von mir
in Gottes treue Hände
zum auserwählten Pfand,
daß sie mit Heil anlände
in jenem Vaterland?

# Weihnachtspredigt.

Weihnachtsevangelium. Lukas 2.

Leise, wie aus weiter Ferne, klingt in diesem Jahr über die leiderfüllte Erde der Engelgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden." Es ist, als wäre er übertönt von allzuvielen Zukunftssorgen, es ist, als würde er übertäubt vom Notschrei der hungernden und frierenden Menschen, die bei dem jetzigen Preise kein Geld mehr haben, sich auch nur einen Christbaum anzuschaffen. Und doch, wir haben vielleicht noch nie so sehnsüchtig aufgehorcht bei diesem Klang aus der höheren Welt, wie in diesem schweren Jahr. Denn was uns fast noch schwerer drückt als Fremdherrschaft und Teurung, ist die bange Sorge: Unser deutsches Volk geht auch innerlich einem Abgrund entgegen. Während Tausende von Kindern unterernährt sind und kein Hemd mehr anzuziehen haben, benehmen wir uns doch immer noch so würdelos, daß die Ausländer, die durch unsere Städte reisen, meist den Eindruck bekommen: Deutschland schwimmt im Gelde; es spielt und tanzt und betrinkt sich. Jedem von uns, der den Gang der Dinge mit offenen Augen ansieht, liegt darum die bange Frage auf der Seele: Sind das die letzten Tage von Pompeji, oder gibt es etwas, an dem sich ein Mensch und ein Volk wieder aufrichten kann, wenn seine letzten Reserven verbraucht sind, sein Geld, seine Ehre, seine

Gesundheit, seine gute alte Sitte? Gibt es eine weltverjüngende Kraft?

Im Alten Testament wird erzählt, wie Hagar und Ismael mit ihrem Wasserschlauch auf der Schulter in die Wüste hineinwanderten. Als nun das Wasser im Schlauch zu Ende war, heißt es: da warf Hagar den Knaben unter einen Strauch, setzte sich von ferne, denn sie sprach: „Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben", und hob ihre Stimme auf und weinte. Gott aber tat ihr die Augen auf, daß sie einen Wasserbrunnen sah. Da ging sie hin und füllte ihren Schlauch mit Wasser und tränkte ihren Knaben. Gibt es auch für uns einen solchen Wunderquell, der mitten in der Wüste aufspringt, in die wir uns verirrt haben? Gibt es einen Wasserbrunnen Gottes, den wir rauschen hören, nachdem uns unser eigener Wasservorrat bis auf den letzten Rest ausgegangen ist? Sehnsüchtig horchen wir auf, wenn die Weihnachtsbotschaft wieder durch das Land geht. Denn es ist uns, als hörten wir hier eine Quelle singen, die uns noch einmal Hoffnung gibt. Ein Zeuge Gottes, der in den letzten Jahren heimging * hat nicht lange vor seinem Sterben einmal das Weihnachtsevangelium in drei Worte zusammengefaßt: Der Freudenquell, der Freudenstrom, das Freudenmeer. Wir wollen diese drei Worte unserer Betrachtung zugrunde legen.

Das Weihnachtsevangelium erzählt uns von einem Freudenquell, der mitten im Elend dieser Erde entspringt. Es spricht von einem Freudenstrom, der mitten durch die Wüste dieser

* Hermann Bezzel, dessen Sendlinger Weihnachtspredigt der Grundgedanke der vorliegenden Predigt entnommen ist.

Welt fließt, und es erzählt uns von dem Freudenmeer der Ewigkeit, dessen Woge an die Gestade dieser Zeit brandet.

1. Nie haben wir so wie in diesem schweren Jahre die Einzelheiten der Weihnachtsgeschichte nachfühlen können. Die kalte Hand Roms lag auf dem jüdischen Land, das wehrlos der Ausbeutung preisgegeben war. Wir wissen nicht, um was für eine Steuererhebung und Vermögensschätzung es sich im Weihnachtsevangelium handelt, da ja Herodes noch König im Lande war. Aber so viel ist deutlich: es waren Verhältnisse, die ganz an unsere Tage erinnern, an die harten Worte eines Amerikaners, die vorgestern in der Zeitung standen: „Die siegreichen Länder halten streng an dem Grundsatz fest, Deutschland müsse bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit bezahlen." Ja, das verstand man damals so gut wie heute, ein besiegtes Volk sich verbluten zu lassen. Die Steuerschraube wurde bis auf das Aeußerste angezogen. Und auch damals wurden wie heute die kleinen Leute, die ehrlich ihr Brot verdienen wollen, am härtesten getroffen. Es wird keine Rücksicht genommen auf die kleine Handwerkerfamilie, die ein Kind erwartete. Sie müssen sich der Behörde stellen. Wenn wir den romantischen Schimmer wegnehmen, den Kunst und Dichtung um die Krippe des Weltheilands gewoben haben, so sehen wir ein Bild von grausamer Nüchternheit. Maria und Josef müssen in der Karawanserei übernachten, die für die Durchreisenden errichtet war, denn sie waren fremd. Die Herberge ist überfüllt. Hof und Halle sind voll von Tier und Menschen. Und in diesem von Menschen überfüllten Raum, wo niemand auf die einfache Frau achtete, kam über Maria die schwere Stunde. Und

darum mußte sie das Kind in die Krippe legen; nicht weil das der Kunst aller kommenden Jahrhunderte einen unerschöpflichen Stoff gab, nein, einfach deshalb, weil das Kind sonst von Menschen und Tieren getreten worden wäre.

Also mitten in der Not eines wehrlosen, ausgebeuteten Volkes, mitten in der Welt der kleinen Leute, die von fremder Geldgier rücksichtslos behandelt werden, mitten im Elend der Obdachlosigkeit, da entsprang der Wunderquell. Wie im tiefen Waldesdunkel zwischen Moos und Felsgestein, wo niemand ihn beachtet, ein Heilquell entspringt, ein Wunderbrunnen, an dem die ganze Welt genesen sollte.

Von Alters her hat Gott sich auf diese wunderbare Art der Menschen angenommen. Gott naht den Menschen nicht auf den Höhen des Lebens. Nein, es waren immer die Tiefpunkte des Daseins, in denen er sich unser erbarmte. Es war immer die Wüste, wo die Quelle Gottes aus der Tiefe brach. Josef lag in der wasserlosen Zisterne und erwartete seinen Tod, da kam die Karawane vorbei, die ihn mitnahm einer großen Zukunft entgegen. Israel schmachtete in Aegypten in der Fronarbeit. „Die Kinder Israel", heißt es, „seufzten über ihrer Arbeit und schrien. Da kam ihr Geschrei vor Gott, und Gott erhörte ihr Wehklagen und gedachte an seinen Bund". In diesen Tiefen der Knechtschaft wurde das Volk Gottes geboren. Paulus schrie zu Gott, weil er sein Leiden nicht mehr aushalten konnte, weil ihn des Satans Engel mit Fäusten schlug. Da wurde ihm das Größte zuteil, was ein Mensch erleben kann, eine Antwort Gottes: Meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit. „Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zuschan-

den mache, was stark ist, und das da nichts ist, daß er zunichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme." Es war immer so, wie es im Lobgesang der Maria heißt: „Die Hungrigen füllt er mit Gütern und läßt die Reichen leer."

Es ist auch in unserem Leben nicht anders. Wir meinen immer, wir könnten auf den Höhen des Daseins Gott erleben, auf jenen Höhen, die Schiller meint, wenn er sagt: So soll der Sänger mit dem König gehen, denn beide wandeln auf der Menschheit Höhen." Aber Tauler sagt einmal mit Recht, das Lebenswasser strömt nicht auf den Bergen. Die Berge sind unfruchtbar. Das Wasser fließt immer in der Talsohle.

Manches von uns ist mit schwerem Herzen in den Weihnachtsgottesdienst gekommen. Es denkt: ach, daß mir dieses Familienereignis grade die Weihnachtszeit verbittern muß. O, ein trauriges Weihnachten! Aber dies Leid, das uns die Festzeit zu verdunkeln scheint, das ist grade das dunkle Vorzimmer, das unmittelbar hineinführt in die ewige Weihnachtsfreude. Wir brauchen nur die Tür aufzumachen. Denn die dunkelste Stelle in unserem Leben, das, was so traurig ist, daß wir es keinem Menchen sagen mögen, das ist grade der Punkt, von dem aus wir Jesus sehen können, den Bruder der Elenden, der arm wurde um unsertwillen, auf daß wir durch seine Armut reich würden. Als Jesus während seiner späteren Berufstätigkeit einmal inmitten einer großen lärmenden Volksmenge aus dem Tor Jerichos herauskam, da saßen zwei Blinde am Wege, schrien und sprachen: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich unser!" Man wollte sie zum Schweigen bringen, aber schon hatte der große Bruder der Leidenden den Schrei

gehört, jenen heiseren Schrei aus der Tiefe, aus der Nacht einer Seele. „Jesus", heißt es, „stund stille ... es jammerte ihn und er rührte ihre Augen an, daß sie sehend wurden". Immer, wenn jener Schrei aus der Tiefe zu Gott emporsteigt, jener Schrei der Hagar in der Wüste, jener Schrei des gefangenen Volkes in der Fronarbeit, jener Schrei einer Menschenseele, die an aller Menschenhilfe verzweifelt ist, da bricht der Wunderquell der Ewigkeit auf, da ist Jesus unsichtbar nahe, und die Kräfte der ewigen Welt werden in Bewegung gesetzt. „Ich lag in tiefer Todesnacht, Du wareſt meine Sonne!"

2. Und der Freudenquell, der mitten im Elend entspringt, wird zum Freudenstrom, der durch die Wüste der freudenarmen Welt fließt. „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke wiederfahren wird. Denn euch ist heut der Heiland geboren!" Aber wie kann er denn Freude auf die Welt bringen? Er ist ja in die Welt getreten als armer Leute Kind, aus jenen Kreisen hervorgegangen, die gar keinen Einfluß auf die Weltpolitik haben, fern von den leitenden Stellen, wo Weltgeschichte gemacht wird. Das war ja der Anstoß, den die Menschen von Anfang an an ihm genommen haben. Wie er nach Nazareth kam, hieß es: „Woher kommt ihm denn solches? Ist er nicht der Zimmermann, Marias Sohn und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon? Sind nicht auch seine Schwestern hier bei uns? Also mit andern Worten: er ist verwandt und verschwägert mit lauter armen Leuten; wie soll er die Welt beglücken? Er ist ja mittellos. Es steht gar keine Macht hinter ihm. Das ist der Anstoß, den die Menschen bis heute an ihm nehmen. Sein armes Leben und schweres

Sterben, sagen sie, hat ja nichts am Weltlauf zu verändern vermocht. Aeußerlich ist, seit er kam, alles beim alten geblieben.

Aber das ist ja grade die wunderbare Art, wie Gott uns Menschen geholfen hat. Wenn uns Jesus ein neues politisches Programm gebracht hätte oder eine Erfindung, um dem Boden doppelt soviel Nahrung zu entlocken, oder das langgesuchte Allheilmittel gegen Tuberkulose, so hätte das den Wohlstand der vielgeplagten Menschenwelt vielleicht ein wenig gehoben. Es wäre eine kleine Freude gewesen, die manchem das Leben erleichtert hätte, aber nicht die große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn alles, was den Zustand dieser Welt verbessert, so wichtig es auch ist, schafft doch immer nur Augenblicksfreuden, die frühe blühen und bald welk werden. Wenn es je einmal vorkommt, daß wir so recht von Herzen fröhlich und sorglos im Familienkreise zusammen sind, so geht immer die heimliche Angst durch unsere Seele: Wenn jetzt bloß nichts kommt, was alle Freude wieder vergällt. Wenn jetzt bloß nicht ein kalter Windstoß von draußen kommt, der die Flamme der Freude wieder auslöscht. Es darf nur ein trauriger Brief kommen und alles ist zerstört. In jeder Erdenfreude liegt die heimliche Angst, sie könnte uns im nächsten Augenblick genommen werden. Daher die wilde Gier, mit der die Menschen sich hineinstürzen, wenn sie einmal einen glücklichen Augenblick haben. Wenn es überhaupt Freude geben soll für uns Menschen, große Freude, nicht bloß flüchtigen Genuß, dann muß uns etwas geschenkt sein, was uns keine Macht der Erde rauben kann, ein Glück, von dem uns nichts scheiden kann, das uns in jeder Lage offensteht, zu dem wir aus jeder Tiefe, aus jeder

Verzweiflung heraus unmittelbar gelangen können. Es gibt nur eine einzige solche Freude in dieser dunklen Welt: Euch ist heute der Heiland geboren!

Also an einer Stelle mitten in diesem Erdenleid steht der Himmel offen. Und wir können hineingehen, einerlei wo wir auch sein mögen, in welcher Tiefe, in welcher Zerrissenheit. Es ist, wie wenn in einem dunklen Kerker mit einemmal an einer Stelle ein Fenster durchgebrochen würde, daß Licht und Luft einströmt. Dann wird der ganze Raum mit einem Male hell.

Denn was heißt denn dieses inhaltsschwerste Wort der Menschensprache, „der Heiland?" Niemand kann dieses Wort ausschöpfen. Ich will nur zweierlei herausheben aus seinem unerschöpflichen Inhalt.

Der Heiland, das ist der einzige Freund, der meiner nie überdrüssig wird. Bei allen Menschen, auch denen, die am meisten Geduld mit mir haben, kommt einmal ein Punkt, wo sie meiner überdrüssig werden, wo ich ihnen zur Last werde mit meinen Klagen. Ihre Kraft, mich zu tragen, kommt einmal an eine Grenze. Und zwar gerade dann, wenn ich ihre Hilfe am nötigsten hätte, wenn ich einmal so tief gefallen bin, daß ich ihrer Liebe wirklich nicht mehr wert bin. Es gibt nur e i n e n Freund, der meiner nie müde wird, auch dann nicht, wenn ich selber meiner überdrüssig werde. Er ist seiner Jünger nicht müde geworden als sie bei der einzigen Gelegenheit, da sie ein klein bißchen Mannentreue hätten zeigen sollen, schmählich davonliefen und es von ihnen heißt: Sie verließen ihn alle und flohen. Er ist ihrer auch dann noch nicht müde geworden, als sie in der

einzigen Nacht, da sie ihm zuliebe einige Stunden hätten wachen sollen, weil er in seiner schwersten Stunde ein bißchen Wärme und Menschennähe brauchte, alle drei einschliefen.

Ja, es gibt einen, einen einzigen, der uns auch nach einem solchen Benehmen immer noch nicht aufgibt, auch dann nicht, wenn wir uns selbst aufgeben müssen, wenn wir nichts anderes mehr tun können, als was Petrus tat, als er in die Nacht hinausging und weinte.

Und noch eins. Der Heiland, das ist der einzige, zu dem wir Mühseligen und Beladenen immer und in jeder Lage kommen können. Der einzige, bei dem wir sogleich und ohne Umstände vorgelassen werden. Bei allen Menschen, zu denen wir mit unserem Kummer kommen, auch bei denen, die uns am geduldigsten anhören, stoßen wir auf eine Schranke des Verständnisses, eine unüberwindliche Schranke. Es ist immer so schmerzlich, wenn wir uns haben aussprechen wollen, und sind zu dem einzigen Menschen gegangen, bei dem wir auf Verständnis hofften, und dann an eine verschlossene Tür kamen. Es war, als fühlten wir schon nach der ersten Viertelstunde des Gespräches eine unsichtbare Mauer, die wir nicht überwinden konnten. Wir mußten wieder umkehren mit unseren Lasten und zurückkehren in die Einsamkeit. Es gibt nur einen, bei dem wir nicht hinausgestoßen werden, auch wenn wir, wie der ängstliche Nikodemus, bei Nacht zu ihm kommen. Es gibt nur einen, der wahrhaftig von sich sagen konnte: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Auch die Aussätzigen, die vor sich her rufen mußten: Unrein, unrein! durften zu ihm kommen. Er verstand nicht nur den Verzweiflungsschrei des

blinden Bettlers, er verstand auch die Seelenqual des reichen Jünglings. „Wenn niemand dich erquicken kann, so schaue deinen Heiland an; schütt aus dein Herz in seinen Schoß, denn seine Huld und Macht ist groß!"

Ist das nicht genug, um uns alle unser Leben lang glücklich zu machen? Denn um glücklich zu sein, brauchen wir ja keine Erdengüter. Wir brauchen nur eins, eine Stelle, wo der Himmel offen ist, einen Ort, wo wir immer und in jeder Lage hingehen können, wo wir immer wieder abladen können, was sich bei uns angesammelt hat. Weil es eine solche Stelle gibt mitten im Erdenleid, seit Jesus kam, darum geht ein Strom von Freude durch alle Jahrhunderte. Stephanus war umgeben von wütenden Verfolgern, die die Zähne zusammenbissen und sich die Ohren zuhielten. Aber er schaute in heiliger Freude auf: „Siehe", sagte er, „ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen!" Paulus und Silas lagen in Philippi schlaflos im innersten Gefängnis, die Füße im Stock. Aber über ihnen war der offene Himmel. „Um Mitternacht aber", heißt es, „beteten Paulus und Silas und lobten Gott". Dieser Lobgesang um Mitternacht, dieser Gesang aus den Kerkern, dieser Dankespsalm aus Krankenzimmern, dieser Jubel unter Tränen geht wie ein Freudenstrom durch alle Jahrhunderte.

„Im Dunkel doch die Sonne schaun, im tiefsten Elend Gott vertraun,
den Kleinmut glaubend niederringen, noch unter Tränen Psalmen singen
und — selber blutend — Wunden lindern, das ist die Art von Gotteskindern."

3. Und der Freudenstrom mündet aus in das Freudenmeer. „Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen

Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat." Immer in entscheidenden Augenblicken der Geschichte fühlen wir dunkel, daß die jenseitige Welt teilnimmt am Schicksal der Erde. Es ist, als donnerte in solchen Zeiten der Ozean der Ewigkeit an die Gestade der Zeit. Es ist, als hörten wir hoch über dem Erdenleid die Chöre der Ewigkeit rauschen. Diese ewige Welt ist uns schon jetzt viel näher, als wir glauben, sie umgibt uns von allen Seiten. Es sind uns nur die Augen gehalten, daß wir sie nicht sehen, wie dem Knaben des Elisa, dem Gott erst die Augen öffnen mußte, daß er den Berg voll feuriger Wagen und Rosse um Elisa her sah. Dort in der andern Welt, aus der jene Klänge kommen, sind schon jetzt alle Widerstände überwunden, die Gottes Willen auf Erden noch entgegenstehen. Dort sind schon jetzt alle Mißklänge aufgehoben in einem Meer ewiger Freude. Dort tönt schon der Hochgesang zu des Ewigen Ruhm. „Ehre sei Gott in der Höhe!" „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre." Auf Erden klingt dieses Lied noch gedämpft. Es ist noch übertäubt von allzuviel Schuld und Jammer. Aber im Weihnachtswunder hat der Himmel die Erde berührt und mit sich versöhnt. Da ist Friede geschlossen zwischen Himmel und Erde, Friede auf Erden bei den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat. Darum ist es nur noch eine Frage der Zeit, dann wird vollends der letzte Mißklang aufgehoben sein. Die ewige Welt, die schon jetzt ans Gestade der Zeit schlägt, wird hereinbrechen und das Leid dieser Erde überfluten und verschlingen. Uns alle trennt ja nur ein kleiner Schritt von dem Freudenmeer der

Ewigkeit. Manche, die das vorige Jahr noch in dieser Kirche mitfeierten, sind inzwischen hinübergegangen, und keiner von uns weiß, ob dies nicht sein letztes Weihnachtsfest auf dieser Erde sein wird. Aber wenn der Freudenstrom der Ewigkeit durch unsere Seele geht, dann hat der Gedanke, dies könne unser letztes Weihnachten sein, jeden Schrecken für uns verloren. Denn der Strom, der uns trägt, wenn wir Jesus gefunden haben, drängt zum Meere. „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein." Alle Erdenfreuden verlieren ihre Glut und Leidenschaft, wenn der Jugend Sterne abwärts zogen. Aber die Freude, die uns im Weihnachtsevangelium aufgeht, wird immer tiefer und voller, je mehr unsere Haare weiß und unsere Hände müde werden. Der Strom wird tiefer und breiter, je näher er der Mündung kommt. Wir empfinden die Weihnachtsfreude immer am tiefsten, wenn wir mit einem sterbenden Christen zusammen feiern, der sich auf die ewige Weihnachtsfreude vorbereitet. Die Seele hat schon die Flügel ausgebreitet und freut sich darauf, heimgetragen zu werden in des Hirten Arm und Schoß.

Solange wir aber hier noch auf der Wanderschaft sind, im Kampf und Dunkel, soll unser ganzes Leben ein einziger Dank dafür sein, daß auch wir aus dem ewigen Freudenquell getrunken haben, daß auch wir vom Freudenstrom getragen worden sind dem Freudenmeer der Ewigkeit entgegen.

Ich will von deiner Güte singen, solange sich die Zunge regt,
Ich will dir Freudenopfer bringen, solange sich mein Herz bewegt,
Ja wenn der Mund wird kraftlos sein, so stimm ich noch mit Seufzen ein!"

# Das Wehe Jesu.

Matthäus 11, 16—24. Wem soll ich aber dies Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindlein gleich, die am Markte sitzen und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wolltet nicht weinen. Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagen sie: Er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinkt, so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle? Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Da fing er an, die Städte zu schelten, in welchen die meisten seiner Taten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert: Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Wären solche Taten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind; sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche Buße getan. Doch ich sage euch: Es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am jüngsten Gericht, denn euch. Und du, Kapernaum, die du bist erhoben bis in den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Denn so zu Sodom die Taten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stünde noch heutiges Tages. Doch ich sage euch: Es wird der Sodomer Lande erträglicher ergehen am jüngsten Gericht, denn dir.

Als im vorigen Herbst die schwere Teurung einsetzte, bekam ich einen Brief von einem Ingenieur, einem Mann von wunderbarer Sehergabe, der während des Krieges das Ende deutlich vorausgesehen hatte. Er schrieb: Ich habe lange geglaubt, Deutschland könne durch Erfindungen geholfen werden. Jetzt

glaube ich es nicht mehr. Jetzt, nachdem es soweit mit uns gekommen ist, gibt es nur noch eins, was uns retten könnte, ein Letztes. Es gibt nach der Bibel eine Macht, die tatsächlich imstande ist, die Gerichte Gottes zu wenden, auch wenn sie schon fest beschlossen sind. „Ich rede wider ein Volk und Königreich", heißt es Jeremia 18, „daß ich es ausrotten, zerbrechen und verderben wolle. Wo sichs aber bekehrt von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll es mich auch reuen des Unglücks, das ich ihm gedachte zu tun." Wenn der Kern des Volkes, die Gemeinde derer, die Gott noch fürchten, vom Geist der tiefen Beugung und Buße ergriffen würde, dann könnte uns noch geholfen werden. Daß unser ganzes Volk zu Gott zurückkehrt, das können wir niemals erwarten. Das ist auch gar nicht das Entscheidende. Wenn Völker verderben, so geschieht es nicht wegen der gottentfremdeten Masse, sondern um der Untreue derer willen, die Gott kennen, aber seiner Stimme nicht gehorchen wollen. Sodom und Gomorra verdarben nicht deshalb, weil viele Gottlose darin waren, sondern weil nicht zehn Gerechte darin zu finden waren; zehn Gerechte hätten es retten können.

Dieser Brief kann manchem von uns zu denken geben. Darum wollen wir uns heute unter den Ernst der Worte Jesu beugen, die er denen sagt, die am meisten von seinen Taten gesehen haben.

Wir hören das Wehe Jesu über die, die ihn kannten und sich doch nicht zu ihm bekehrten; und wir merken auf das heiße Werben seiner Liebe, das hinter diesem Weheruf steht.

Wer einmal ein Erdbeben miterlebt hat, der kennt das un-

heimliche Gefühl, das über uns kommt, wenn etwa an einem Sommertag, während der blaue Himmel über der Landschaft ausgespannt ist, ein Erdstoß aus der Tiefe kommt, der einem durch alle Glieder geht. Die Worte, die Jesus während seines Ganges über die Erde gesprochen hat, gleichen einem blauen Himmel, der sich über diese arme Erde ausspannt. Die Worte, in denen er die Armen selig preist und die Müden zu sich einlädt, legen sich noch heute wie ein Sommertag auf unsere Seele. Aber mitten in dieser sonnigen Landschaft kommen immer wieder von Zeit zu Zeit unheimliche Erdstöße aus der Tiefe. Das sind die Weherufe über die Menschen, die am nächsten mit ihm in Berührung gekommen sind. Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Wehe euch, die ihr voll seid, wehe euch, die ihr hie lachet, denn ihr werdet weinen und heulen. Wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt. Wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Diese Weherufe sind wie ein schauriges Echo aus der Tiefe, das die Gnadenworte aus der Höhe begleitet. Aber der unheimlichste unter all diesen Weherufen ist das Wehe Jesu, von dem wir im heutigen Evangelium lesen, dieses Wehe über die begnadigten Orte, durch die er wie ein Bräutigam mit den Seinen gezogen war, über die seine Worte wie Glockenklänge der Ewigkeit geläutet hatten, wo das alles geschehen war, was er Johannes sagen ließ: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören und die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Wehe dir, Chorazim, wehe dir, Bethsaida!

Ach, möchten die Sorglosen unter uns, die noch im Mai des Lebens stehen und noch nie in ihrem Leben gezittert haben, einen Augenblick aufhorchen, wenn sie diesen Weheruf Jesu hören, der uns zum Bewußtsein bringt, in welcher Gefahr unsere Seele schwebt. Und möchten die Reifsten unter uns, die innerlich schon so weit sind, daß sie ihres Heils ganz sicher zu sein glauben, von Furcht und Zittern befallen werden, wenn sie den Weheruf des Heilandes hören über die am meisten begnadigte Stadt der Welt, wo Jesus längere Zeit gewohnt hatte: Und du, Kapernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden!

Es gibt eine Gefahr, vor der keiner von uns allen, auch der, der im innern Leben am weitesten ist, in diesem Augenblick ganz sicher wäre. Auch wenn wir durch die Gnade Gottes getragen und gehalten werden, liegt ein Abgrund unter uns, in den wir immer noch hinunterstürzen können. Wir haben als Kinder staunend jenen kühnen Menschen zugesehen, die über ein Seil gehen, das über den Marktplatz von einem Giebel zum andern gespannt ist. Der schreckliche Reiz dieses Schauspiels ist der, daß keiner dieser Menschen, wenn er sich auch sein Leben lang in dieser Kunst geübt hat, jemals ganz sicher ist, ob er nicht im letzten Augenblick, ehe er das Ziel erreicht, noch ausgleitet und herunterstürzt. Unser aller Leben gleicht einem solchen Gang über eine unergründliche Tiefe. Erst wenn die Ewigkeit über unser Leben entschieden hat, sind wir am Ziel; und die Gefahr ist vorüber. Vorher können wir bis an den Himmel erhoben sein, wir können doch immer noch in die Hölle hinuntergestoßen werden.

Was ist denn der Abgrund, der unter uns gähnt? Es ist die ewige Verdammnis. Niemand glaubt heutzutage mehr an eine Hölle mit Feuerflammen und körperlichen Folterqualen. Aber dadurch, daß sich alle diese menschlichen Vorstellungen, die sich die Phantasie alter Zeiten von der Hölle gemacht hat, restlos aufgelöst haben, ist die Sache, um die es sich handelt, nur um so unheimlicher geworden. Der Abgrund, der unter uns gähnt, während wir durchs Leben wallen, ist dadurch nur noch dunkler und grauenhafter geworden. Der Gedanke an diesen Abgrund, in den wir stürzen können, ist das Einzige, was dem Tod auch heute noch seinen Stachel verleiht. Ach wenn uns jemand beweisen könnte, daß nach dem Tod alles aus ist, dann würde er dem Tod seine Schrecken genommen haben. Denn wer unter uns Aelteren hat in dieser traurigen Zeit nicht schon mehr als einmal sehnlich gewünscht, er könnte einschlafen und nie wieder aufwachen? Warum fürchten wir uns auch in dieser schweren Zeit immer noch vor dem Tod? Wir Seelsorger, die dann und wann mit Sterbenden zu tun gehabt haben, machen immer wieder die merkwürdige Erfahrung, daß bei Menschen, die ihr Leben lang kaum an eine jenseitige Welt geglaubt haben, vor dem Tode mit einemmal die Erinnerung aufwacht an Dinge, über die längst Gras gewachsen ist, etwa einen Meineid, der lange verjährt ist, einen Betrug beim Viehhandel, der weit zurückliegt. Wir merken angesichts des Todes, was für eine wunderbare Sache es ist mit unserem Gedächtnis. Die Dinge in unserem Leben, die niemand gesehen hat, die keine Spuren hinterlassen haben, oder deren Spuren wir sorgfältig durch Verbrennen aller Briefe

verwischt haben, leben doch auf eine geheimnisvolle Weise fort. Sie sind nicht vernichtet, sie können wieder aufwachen. Es ist zwar der Schleier des Vergessens darüber gebreitet. Dennoch können sie jeden Augenblick aus der Tiefe unseres Gedächtnisses wieder heraufsteigen und als Ankläger vor uns stehen. Keiner von uns kann durch eigene Kraft etwas aus seinem Gedächtnis austilgen. Wir haben keine Macht, unser Bewußtsein auszulöschen und all die qualvollen Erinnerungen, von denen es belastet ist. Und was sind die qualvollsten Erinnerungen, die wir mit uns herumtragen? Es sind die versäumten Gelegenheiten, die nie wiederkehren, und die wir doch nie vergessen können. Die versäumten Gelegenheiten, da wir hätten Liebe üben können, und haben es nicht getan. Da war ein einsamer Mensch, der ist jahrelang fast jeden Tag neben dir hergegangen und hat immer auf ein Wort der Liebe von dir gewartet, ein helfendes Wort. Wie hat er gehungert nach ein bißchen Wärme und Verständnis! Du hast ihn darben und verhungern und verdursten lassen. Und dann kam der Abschied, das letzte Zusammensein mit ihm in diesem Leben. Und da hat er dich noch einmal angesehen mit einem Blick, den du nicht vergessen kannst. Da war ein Kind, das ist von der Mutter immer zurückgesetzt und vernachlässigt worden, weil seine Geschwister begabter waren; und nun ist es früh gestorben. Aber immer wieder im Traum schaut es die Mutter mit großen anklagenden Augen an. Wenn uns ein solches Gesicht eines Menschen verfolgt, an dem wir uns versündigt haben, und den wir doch nie vergessen können, da ahnen wir etwas von dem, was Jesus sagt, wenn er von der Hölle redet, von dem Ge-

dächtnis der Ewigkeit, von dem Wurm, der nicht stirbt, und dem Feuer, das nicht verlischt.

Und nun verstehen wir, warum Jesus Wehe ruft über die Städte, in denen die meisten seiner Taten geschehen waren, und haben sich doch nicht bekehrt. Niemand von uns wird von Gott dafür zur Verantwortung gezogen, wenn er keine Gelegenheit dazu gehabt hat, die Wahrheit kennenzulernen, wenn ihm Jesus auf seinem Lebensweg überhaupt noch nicht begegnet ist. Jesus redet auffallend milde von den Menschen, die diese Gelegenheit überhaupt nicht gehabt haben, auch wenn sie darüber in die schrecklichsten Laster gefallen sind. „Ich sage euch, es wird der Sodomer Land erträglicher ergehen am jüngsten Gericht denn euch. Denn so zu Sodom die Taten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stünde noch heutigen Tags." Also auch bei diesen verkommenen Menschen, die die Herrschaft über sich selbst verloren haben, glüht noch ein Funke von Gottessehnsucht unter der Asche. Es brauchte nur ein Sturm Gottes hineinzuwehen, dann würde der Funke mit einemmal aufflammen. Jesus redet wunderbar mild über die Heidenstädte Tyrus und Sidon, wohin die Kunde von ihm niemals gedrungen ist. Sie sind wie ein Saatfeld im Vorfrühling; es brauchte nur ein Sonnenstrahl darauf zu fallen, und alles würde grün werden. „Wären solche Taten zu Tyrus und Sidon geschehen, sie hätten vor Zeiten in Sack und Asche Buße getan."

Nur über einen engen Kreis von Menschen geht sein furchtbares Wehe. Und das ist gerade der Kreis, zu dem ein Teil von uns gehört. Es sind die, denen er in ihrem Leben wirklich

einmal begegnet ist. Es gibt viele unter uns, die wissen seit einer bestimmten Zeit ihres Lebens, da es vielleicht nahe am Tode vorbeiging, ganz genau, um was es sich handelt. Wir sind vielleicht über viele Fragen noch im Unklaren. Aber wie die Tiere, die in der heißen Luft der Wüste leben, mit ihren feinen Geruchsorganen schon von weitem eine Oase wittern, wo Quellwasser ist, weil ein feuchter, kühler Luftstrom von dort herkommt, so hat auch unsere Seele eine Witterung dafür bekommen, wo inmitten der Wüstenluft dieser Welt lebendiges Wasser ist, nicht bloß geistige Anregung und Kunstgenuß, nicht bloß Zisternenwasser, sondern lebendiges Wasser, das den Durst auf immer stillt. Wir wissen, warum die Jünger zu Jesus sagten: „Du hast Worte des ewigen Lebens." Wir wissen dann auch in den meisten Fällen ganz genau, was Christus in unserm Leben anders haben möchte, was geändert werden müßte, wenn er Herr werden sollte über unser Leben, über unsere Arbeit und über unsere Erholung. Wir wissen, gewisse Freundschaften müßten aufgegeben werden, die uns hinunterziehen, eine bestimmte Fessel sollte gesprengt werden, unter eine bestimmte Sache sollte endlich ein klarer Strich gemacht werden, die wir schon lange mit uns herumgeschleppt haben. Aber wir wollen uns die Sache erst einmal überlegen, bis sich alles mehr geklärt hat. Wir wollen erst einmal zuwarten, bis eine ruhigere Zeit kommt, da man nicht mehr so gehetzt ist wie jetzt.

Wenn es einen Abgrund gibt, über dem unsere Seele schwebt, dann ist aber gerade dieses Zaudern, dieses Zuwarten zwischen Befehl und Ausführung eine furchtbare Gefahr. Mit dem

Feuer soll man nicht spielen. Gott läßt seiner nicht spotten. Wenn wir einmal in die göttliche Bewegung hineingezogen worden sind, die von Jesus ausgeht, dann ist es, wie wenn wir in den gefährlichen Strudel eines Stromes hineingekommen sind. Wir können nicht darin ausruhen. Entweder wir werden nach oben gezogen, oder wir werden in die Tiefe gerissen und gehen darin zugrunde.

Vor einiger Zeit traf ich einen Missionar, der während des Krieges von der Heimat abgeschnitten war und in der holländischen Kolonie Nias von Christus zeugen konnte. Er erzählte, als diesem Naturvolk Christus lebendig vor Augen stand, da wurde das ganze Volk von einem Geist der Buße und der Umkehr ergriffen. Von früh 5 Uhr stand es um die Station schwarz von Menschen, die ihre Schuld bekennen und umkehren wollten. Sie vergaßen zu essen, zu trinken, zu schlafen. Viele von diesen einfachen Naturmenschen wurden körperlich krank, bis alles heraus war, was auf ihrem Gewissen lag. Die aber, die es nicht über sich brachten, ihre Sündenlast loszuwerden, gingen in den Urwald und nahmen sich in der Verzweiflung das Leben, wie Judas, als er gemerkt hatte, daß er seinen Verrat nicht mehr gutmachen könne. Diese unverbildeten Naturmenschen fühlten also ganz unwillkürlich: Es ist unmöglich, Christus gegenüber eine abwartende Haltung einzunehmen, wenn man einmal im Gewissen die Gottesmacht gespürt hat, die in ihm ist. Es gibt kein Stehenbleiben. Entweder wir lassen uns von der Bewegung ergreifen und geben ein Stück unseres Lebens ums andere in seine Gewalt, oder das Gericht wirkt sich an uns aus, das Jesus den Menschen in Aussicht gestellt hat, die seine Taten

gesehen haben, und haben sich doch nicht bekehrt. Es legt sich eine Todeskälte auf unsere Seele, eine Verstockung, bei der langsam, wie bei einem Menschen, der erfriert, das Gewissen erstirbt.

An der amerikanischen Küste gibt es einen Leuchtturm, zu dem jahrelang jede Nacht, von seinem Licht angezogen, lange Züge von Vögeln hinflogen. Die einen fanden in seinem Schein ihren Weg, die andern aber stießen mit solcher Wucht an den Turm, daß sie daran zerschellten und tot herunterfielen. Dieser strahlende Leuchtturm, zu dessen Füßen Haufen toter Vögel lagen, ist ein schreckliches Symbol für die Gefahr, die christlichen Völkern Europas droht. Innerlich tote, gottlose Menschen, die jeden Zusammenhang mit der unsichtbaren Welt verloren haben, gibt es nur in den Ländern, in denen Christus von alters her verkündigt worden ist, in denen jedes Kind seinen Namen kennt. Wo in Indien, China oder Japan gottlose Menschen sind, da ist die Gottlosigkeit aus den christlichen Ländern hineingetragen worden. Die toten Vögel liegen nur dort, wo der strahlende Leuchtturm steht. Und es ist schrecklich zu sagen: Das Land der Reformation, aus dem das Evangelium in alle Länder ging, gilt in Indien und Ostasien neben Frankreich als der Herd der Gottlosigkeit, als der vergiftete Brunnen, dessen Wasser in alle Welt fließt. So beginnt sich auch an uns das Wehe Jesu zu erfüllen über die Orte, in denen am meisten seiner Taten geschehen waren.

Liebe Gemeinde! Wir haben das Wehe Jesu gehört. Aber dies Wehe ergreift uns darum so tief, weil wir fühlen, es kommt aus einem heißen Herzen voll werbender Liebe. Es ist ein

merkwürdiges Gleichnis, in dem Jesus am Anfang unseres Evangeliums seine und des Täufers Tätigkeit darstellt. Er sagt, sie gleichen kleinen Knaben auf dem Markt, die mit ihren Kameraden ein Spiel machen möchten; aber was sie auch vorschlagen, immer wollen die anderen nicht mittun. Es ist immer dieselbe schmerzliche Abweisung. „Wir haben euch geflötet, wie zur Hochzeit, aber ihr wolltet nicht dazu tanzen. Wir haben euch ein Klagelied gesungen, wie zum Begräbnis, aber ihr wolltet nicht wie die Klageweiber an die Brust schlagen." Bengel, unser schwäbischer Schriftausleger, hat gesagt, das Wunderbarste in diesem Gleichnis sei, daß Jesus sich mit einem Kindlein vergleicht, das mit andern Kindern spielen will. Also der ewige Gott, der uns alle jeden Augenblick vernichten könnte, steigt herab und wirbt um unsere Liebe, wie Kinder auf dem Markt ihre Kameraden zum Mitspielen werben. Wir haben von dem christlichen Ritter gehört, der als fahrender Sänger verkleidet vor dem König Richard Löwenherz die Harfe schlug und das Lied von der Heimat sang, um ihn dadurch an das Gitter seines Gefängnisses zu locken. So schlägt Gott alle Töne an, die tiefsten und die höchsten, die schweren und die ernsten, wie die innigen und zarten, den Bußruf des Johannes und die Gnadenpredigt Jesu, nur um uns wenigstens ans Gitter unseres Gefängnisses zu locken.

Wie groß muß die Gefahr sein, in der unsere Seele schwebt, wie groß aber auch die Liebe Gottes zu uns, wenn er so tief zu uns herabsteigt, und wie ein Kind mit Kindern zu uns redet, um uns noch zurückzureißen vom Verderben, ehe es zu spät ist. Gott hat sich aus Liebe der ganzen Verachtung der Menschen

ausgesetzt, weil das das einzige Mittel war, um uns, wenn es möglich wäre, vor dem Todessturz zu bewahren. „Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht, so sagen sie, er ist von einem Dämon besessen. Des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinkt, so sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle!" Wie groß muß die Gefahr sein, in der wir Menschen schweben, wie groß aber auch die Liebe Gottes, wenn Gott sich dieser ganzen widerwärtigen Kritik der Menschen, allen Mißverständnissen, Verdrehungen und verächtlichen Bemerkungen aussetzt, nur um durch diese auffallenden Klänge unser Ohr zu erreichen, damit wir endlich aufhorchen und seinen Warnungsruf hören.

Unergründlich tief ist der Abgrund, über dem wir schweben, aber noch unergründlicher ist das Erbarmen, das uns über den Abgrund trägt, wenn wir uns Christus mit ganzer Seele anvertrauen, uns in seine Arme werfen und uns von ihm tragen lassen wollen.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
bei Gott ist viel mehr Gnade,
sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
aus seinen Sünden allen!
Amen.

# Es wird euch kein Zeichen gegeben werden.

Matthäus 12, 38—42. Da antworteten etliche unter den Phariſäern und Schriftgelehrten und ſprachen: Meiſter, wir wollten gern ein Zeichen von dir ſehen. Und er antwortete und ſprach zu ihnen: Die böſe und ehebrecheriſche Art ſucht ein Zeichen, und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas. Denn gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfiſches Bauch, alſo wird des Menſchen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde ſein. Die Leute von Ninive werden auftreten am jüngſten Gericht mit dieſem Geſchlecht, und werden es verdammen; denn ſie taten Buße nach der Predigt Jonas; und ſiehe, hier iſt mehr denn Jonas. Die Königin von Mittag wird auftreten am jüngſten Gericht mit dieſem Geſchlecht, und wird es verdammen; denn ſie kam vom Ende der Erde, Salomos Weisheit zu hören; und ſiehe, hier iſt mehr denn Salomo.

Unſer Evangelium erzählt uns von einem frommen Wunſch, mit dem die Menſchen zu Jeſus kommen, und von einem göttlichen Nein, mit dem er dieſen frommen Wunſch ablehnt.

Da umringt ihn eine Gruppe der Frömmſten ſeines Volkes, die auf das Reich Gottes warten, und bitten ihn: „Meiſter, wir möchten gern ein Zeichen von dir ſehen!" Wir dürfen nicht denken, daß in dieſer Bitte nur eine Verſchlagenheit lag, daß ſie ihn damit in eine Falle locken wollten. Wir dürfen auch nicht meinen, daß die Bitte nur aus Neugier kam, wie man einen berühmten Zauberer bittet, er ſolle einem zur Unterhaltung eine Probe ſeiner Kunſt vormachen. Nein, die Bitte

hat einen viel ernsteren Hintergrund. Paulus, der ja selber Pharisäer gewesen war, sagt im ersten Korintherbrief, die ganze Sehnsucht der frommen Judengemeinde lasse sich darin zusammenfassen, daß „die Juden Zeichen fordern". Und weil sie diese Zeichen nicht bekommen haben, haben sie sich an Christus geärgert und sich von ihm abgewandt. Ein Zeichen wollen die Juden sehen. Also sie sind noch nicht davon befriedigt, daß eine Heilkraft von Jesus ausging, daß überall, wo er hinkam, Aussätzige rein wurden und Lahme ihre Krücken wegwarfen. Denn solche Kraftwirkungen auf Kranke waren auch schon von andern Menschen ausgegangen, z. B. von Elias. Das war alles noch kein Pfand, daß er mehr sei als alle andern, daß er wirklich der sei, den alle Propheten und Könige begehrten zu sehen und haben ihn nicht gesehen. Das war alles noch kein Beweis, daß er wirklich der Stärkere ist, der in den Palast des Gewappneten kommt und nimmt ihm seinen Harnisch und teilt den Raub aus.

Ach, es sind viele unter uns, die nur allzugut verstehen, was die Pharisäer und Schriftgelehrten wollten, wenn sie baten: Meister, wir möchten gern ein Zeichen von dir sehen. Der nordische Dichter Björnson sagt in seinem Drama „Ueber die Kraft", der einzige Grund, warum sich die heutigen Menschen vom Evangelium abgewandt haben, sei der, daß das Zeichen fehlt, das Wunder, das jeden, der es sieht, zum Glauben zwingt. „Wenn sich nun ein Wunder unter uns zeigte", läßt er den Pfarrer Bratt sagen, „ein so großes, daß alle, die es sehen, glauben müßten! Zuerst würden Millionen herbeigeströmt kommen, alle, die in Not und Sehnen leben, die Enttäuschten,

die Unterdrückten, die Leidenden ... Sie kröchen herbei, jeder aus seinem Dorf, seiner Hütte, seinem Bett, die Kranken voran, hin zu der Gottesoffenbarung. Aber sie würden nicht allein bleiben. Alle, die Wahrheit auf Erden suchen, würden ihnen folgen, voran die, deren Wahrheitsdrang am größten ist, die tiefen ernsten Forscher, die hohen Geister .... Nicht der Wahrheitsdrang, nicht die Glaubensfähigkeit fehlt ihnen, sondern einzig und allein das Zeichen".

Aber es sind nicht bloß die Suchenden außerhalb der christlichen Gemeinde, wie sie Björnson hier schildert, die Jesus umringen mit dem Verlangen: Meister, wir möchten gern ein Zeichen von dir sehen. Nein, auch für viele unter uns, die schon seit Jahren im Umgang mit Gott stehen, ist das immer wieder ihre schwerste und letzte Anfechtung, daß in den dunkelsten Stunden unseres Lebens das Pfand fehlt, das sichere Pfand für die Wirklichkeit der unsichtbaren Welt.

Nicht daß so viel Jammer in der Welt ist, so viel hoffnungslose Qual in Hospitälern und Irrenhäusern, ist unsere schwerste Anfechtung. Nein, daß dort, wo ganz zweifellos die Sache Jesu auf dem Spiele steht, wo das Heer des Lichts gegen eine Uebermacht von finsteren Gewalten kämpft, daß Gott da nicht im kritischen Augenblick durch ein Zeichen vom Himmel die Schlacht entscheidet und so wirklich beweist, daß er hinter seiner Sache steht. Bei Katharine Booth, der Mutter der Heilsarmee, einer der einflußreichsten Christinnen von England, wurde im Jahre 1888, als sie eben ihr großes Werk an den Aermsten der Armen begonnen hatte, ein unheilbares Krebsgeschwür in der Brust festgestellt, das sie zwang, den ganzen Rest ihres

Lebens erst im Sessel am Kamin, dann unter Qualen vollends im Bett zuzubringen. In dieser Zeit schreibt diese reife Christin in einem Brief: „Das Geheimnisvolle der Vorsehung ist eine der gefährlichsten Waffen, die Satan gegen mich braucht. Wenn das Feuer heißer brennt, wenn die Dunkelheit fühlbarer wird, dann flüstert Satan wieder sein „Warum?" O, daß ich einen Glauben hätte, der nicht beben würde vor dem Warum des Teufels, der ruhig und unbeirrt durch das dunkelste Golgatha ginge."

Das ist das Unbegreiflichste, daß oft gerade die kostbarsten Menschen, die unersetzlich zu sein scheinen, den Mächten der Krankheit und den kalten Stürmen der Welt schutzlos preisgegeben werden, daß sie geknickt und niedergebrochen werden, als wäre ihr Dasein so gleichgültig wie das einer Blume.

Als eine liederliche Prinzessin in einer übermütigen Laune das Haupt Johannes des Täufers verlangte, da geschah nichts, um diesen unersetzlichen Mann zu erhalten. Als in der Christenverfolgung Neros Christenmädchen vor der Marter den römischen Soldaten preisgegeben wurden, da geschah nichts, um diese Schändung der Heiligen Gottes aufzuhalten.

Manchmal, wenn wir an Gräbern von Menschen stehen, deren Werk niemand fortsetzen kann, wenn uns das Dunkel umfängt und wir keine Antwort auf die Warumfrage finden können, da steigt aus der Tiefe unseres Herzens der Wunsch auf: wir möchten gern ein Zeichen sehen, ein sicheres Zeichen, daß nicht alles Täuschung ist, was wir geglaubt haben.

Jesus hat für dieses heiße Begehren unseres Herzens nur ein eisernes, herbes, unerbittliches Nein. „Dieses böse und ehebrecherische", das heißt abgöttische, „Geschlecht sucht ein

Zeichen. Es wird ihm kein Zeichen gegeben werden". Nur ein Zeichen sollen sie haben. Aber das ist eben gerade das Gegenteil von dem Zeichen, das sie begehren. „Wie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein." Also die Pharisäer und Schriftgelehrten sollen Jesus sterben und in die Erde sinken sehen. Aber mehr sollen sie nicht zu sehen bekommen. Es ist eine der erschütterndsten Szenen in der Leidensgeschichte, wie die Schriftgelehrten und Aeltesten, die Menschen, die das Zeichen von ihm gefordert hatten, unter dem Kreuz stehen und von ihm Abschied nehmen. Kopfschüttelnd sagen sie: Andern hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen. Ist er Christus, der Auserwählte Gottes, der König von Israel, so steige er nun vom Kreuz, daß wir sehen, so wollen wir ihm glauben. Er hat Gott vertraut, der erlöse ihn nun, hat er Lust zu ihm. Es ist, als wollten sie ihn zum letztenmal bitten: Meister, gib uns ein Zeichen! Dann wollen wir dir glauben. Jesus aber hängt schweigend am Kreuz und sieht, wie die verlorenen Schafe vom Hause Israel, zu denen er gesandt ist, alle von ihm weglaufen, zweifelnd, kopfschüttelnd, höhnend, weil ihnen das Zeichen fehlt. Sein Sterben sollen sie sehen, aber seinen Sieg sollen die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht sehen. Den sollen nur die sehen, die ihm ohne Beweis geglaubt haben, die ohne Pfand auf seinen Ruf hin alles verlassen haben, ihre Netze, ihren Zolltisch, Vater, Mutter und Brüder, und sind ihm nachgefolgt. Die Leute von Ninive sollen auftreten gegen die Juden am jüngsten Gericht, denn sie haben ohne Beweis geglaubt, als dieser sonderbare Fremd-

ling, der unbekannte Prophet eine Tagereise weit in ihre Stadt hineinwanderte und nur das eine Wort vor sich herrief: In 40 Tagen wird Ninive untergehen!

Warum versagt Gott das Zeichen? Warum hat Jesus für alle die, die Beweise fordern, bis zum letzten Augenblick seines Lebens nur dieses unerbittliche Nein?

Die Rätsel der göttlichen Führung bleiben unlösbar, solange wir glauben, dies Erdenleben sei das einzige, das wir zu leben haben, es habe seinen Zweck in sich selber. Dann gleicht allerdings unser Leben mit all seinen Fragen und Bedürfnissen einer abgebrochenen Säule, wie man sie oft auf Gräbern sieht, einem angefangenen Musikstück, das mitten im Takt abbricht, ehe auch nur einer der begonnenen Gedanken zu Ende geführt ist. Aber Jesus deutet in seinen Gleichnissen immer wieder an, daß dieses Erdenleben nur der Auftakt ist für etwas Größeres, was folgen soll. Die Hauptsache kommt erst. Er sagt über den Knecht, den der Hausvater um Mitternacht wachend findet: Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt und findet ihn also tun. Wahrlich ich sage euch, er wird ihn über alle seine Güter setzen. Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Das Dasein, das uns bevorsteht, ist also nach Jesu Meinung nicht ein ewiges Ausruhen und Psalmensingen, sondern eine größere Aufgabe, ein herrlicheres Schaffen.

Wenn ein Ozeandampfer vom Stapel gelassen ist, so kann er nicht sogleich eine Weltreise antreten. Er muß erst eine Probefahrt machen. Und zwar bei möglichst unruhigem Wetter, daß man feststellen kann, ob die Maschinen nicht versagen, ob

das Schiff den großen Wogenanprall aushält. Wir würden vieles Unbegreifliche in unserem Leben verstehen, wenn uns erst einmal klar geworden wäre: dieses ganze Leben ist eine Probefahrt. Es ist nicht, wie die Jungen unter uns meinen, ein Vergnügungsausflug, um die Welt kennenzulernen. Nein, es ist eine Probefahrt, auf die uns Gott bei stürmischem Wetter in Nacht und Nebel hinausschickt, um zu prüfen, ob wir brauchbar sind für die große Reise durch das Meer der Ewigkeit, die wir nach dem Tode anzutreten haben. Als Gideon mit einer Handvoll Leute den Sturm gegen die Midianiter wagte, da ging auch eine Prüfung der Mannschaft voraus. Es wird ausgerufen: Wer blöde und verzagt ist, der kehre um! Und als des Volks noch zu viel ist, sagt Gott zu Gideon: Führe sie hinab an das Wasser, daselbst will ich sie prüfen, und nur der, von dem ich dir sagen werde, daß er mit dir ziehen soll, der soll mit dir ziehen. Wir alle gehen einer solchen Prüfung entgegen, in der es sich entscheiden soll, ob wir für eine größere Aufgabe fähig sind als die ist. die uns in diesem Leben anvertraut war. Und unser ganzes Leben ist eine Vorbereitung auf diese letzte Prüfung. Das ist das Gericht, von dem Jesus in unserm Evangelium redet, das Gericht, an dem die Leute von Ninive und die Königin von Mittag auftreten werden mit diesem Geschlecht. Das ist die letzte große Auslese, vor der auch ein Mann wie Paulus noch zittert, in dem Gedanken, er könnte gewogen und zu leicht erfunden werden. „Ich bin mir nichts bewußt", sagt er, „doch darin bin ich nicht gerechtfertigt. Der Herr ist es aber, der mich richtet".

Und worauf kommt es bei dieser letzten Prüfung an? Offen-

bar nicht darauf, wieviel Taten wir getan haben. Viele werden sagen: Haben wir nicht in deinem Namen große Taten getan? Der Herr aber wird sagen: ich habe euch nie erkannt, weicht von mir, ihr Uebeltäter! Nein, es kommt auf eine ganz bestimmte innere Haltung der Seele an, die unabhängig davon ist, ob wir viel oder wenig Taten tun können, ob wir eine Armee kommandieren oder ob wir in ein Krankenzimmer eingeschlossen sind. Welches ist diese Haltung der Seele, auf die alles ankommt, und die allein in der letzten Prüfung besteht? In der ernsten Stunde, da Jesus mit seinen Jüngern von seinem Sterben redet, spricht er von der schweren Bedingung, unter der ein Mensch allein zum Leben eingehen kann. Er sagt: Nur wer sein eigenes Leben verliert, der wird es finden. Es genügt also nicht, daß wir unser Geld verlieren an die Notleidenden, die es jetzt überall gibt. Es genügt auch nicht, daß wir unsere Zeit verlieren, indem wir jede Stunde für andere da sind, und daß wir unsere Körperkraft verlieren, indem wir uns aufreiben für Familie und Geschäft. Wenn wir nur das verlieren müßten, würden nicht so wenige bei der letzten Prüfung bestehen. Wir müssen noch mehr verlieren, wir müssen das Letzte hergeben, das, was wir am zähesten festhalten, nämlich unser eigenes Leben. Wir müssen den letzten Halt und Stützpunkt aufgeben, den wir ohne Gott in uns selber haben. Es ist mir unvergeßlich, wie in meiner Schulklasse einer meiner Schüler beim Baden beinahe ertrank. Aber als ihn seine letzte Kraft verlassen hatte, kam ein starker Schwimmer, umfaßte ihn und trug ihn durch die Wellen ans Land. Als ich das Gesicht dieses jungen Menschen sah, der mit erschöpfter Kraft an seinem Retter hing, da

verstand ich das Wort, das Luther an den bekümmerten Augustinermönch Georg Spenlein in Memmingen 1516 schrieb: „Nur durch getroste Verzweiflung an dir selber wirst du Frieden finden." Ja, das ist es, was wir in diesen dunklen Tagen lernen müssen: nur durch getroste Verzweiflung an dir selber wirst du Frieden finden. Alle Führungen Gottes in unserm armen Leben laufen darauf hinaus, daß wir jenes schwerste Gebet beten lernen: Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit, meines Herzens Trost und mein Teil.

Und nun wundern wir uns nicht mehr, warum Gott uns das Zeichen versagt, das wir so heiß begehren, warum er sich in Wolken hüllt, wo wir einen Sonnenstrahl sehen möchten. Wir möchten gerne ein Pfand haben, an das wir uns halten können, wenn der Zweifel kommt, einen Beweis, der unsern Verstand zwingt zu glauben, daß Gott da ist, daß er mit seiner ganzen Kraft hinter dem armen Leben Jesu steht. Und wenn es nur gleichsam eine Schiffsplanke wäre, ein Brett, das uns über Wasser hält, auf das wir uns stützen könnten, daß wir nicht sinken. Aber jede derartige Stütze und Planke würde uns ja gerade unabhängig von Gott selber machen. Denn das wäre ja etwas, was uns bliebe, auch wenn wir Gottes Hand loslassen und uns wieder von der Welt berauschen und umstricken lassen. Wir wären dann nicht mehr von Augenblick zu Augenblick ganz allein abhängig von seiner Gnade. Wir wären nicht mehr von Stunde zu Stunde darauf angewiesen, von ihm selber durch die Wellen getragen zu werden.

Darum kann uns Gott die schwere Lage nicht erleichtern, in der wir in dieser Probezeit sind. Immer, wenn wir in schwerer

Not zu Gott dringen wollen, müssen wir erst einige Schritte zitternd in blindem Glauben wagen, wie man auf einem schmalen Steg ohne Geländer über einen tosenden Gießbach geht. Dann erst, wenn wirs gewagt haben, kommen wir ans andre Ufer, spüren die Wirklichkeit der ewigen Welt und werden von den Armen des Vaters aufgenommen. Nur wenn wir dazu imstande sind, wenn wir den Mut der Verzweiflung haben, einige Schritte in völliger Dunkelheit zu gehen, ohne Halt, ohne Geländer, ohne Pfand, ohne Aussicht aufs andre Ufer, im blinden Vertrauen auf den, den wir nicht sehen, dann sind wir geschickt zum Reiche Gottes. Nur die Gewalt tun, sagt der Herr, reißen das Himmelreich an sich. Nur die Leidenschaftlichen dringen hinein.

Diese Schritte im Dunkeln, wo uns alles sinnlos erscheint, sind die Stunden der Gefahr für unsere Seele, die Stunden, da wir uns furchtbar an Gott versündigen können. Fast jeder von uns wird einmal in seinem Leben an einen Punkt geführt, wo alle Lichter erloschen sind, wo es ihm so geht, wie es jenem Manne ging, dem sein Kind im Gebirge verunglückte. Der Knabe war vorausgelaufen und in einen Felsenspalt hinuntergestürzt. Aber er war nicht zerschellt, er hing tief drunten an einem Vorsprung, konnte sich dort einige Minuten festhalten und rief nun hinauf: Vater, ein Seil! An einem Seil hätte er hinaufgezogen werden können. Aber es war keins da. Da warf sich der Vater am Rand des Abgrunds auf die Knie und schrie mit der ganzen Glut seiner Seele zu Gott um Hilfe. Aber es geschah nichts. Er hörte nach einigen schrecklichen Minuten des Wartens einen Aufschrei von unten, dann das

dumpfe Aufschlagen eines Körpers in der Tiefe ... dann Totenstille. Der Mann aber riß sich empor von den Knieen, ballte die Faust zum Himmel und hat nie mehr in seinem Leben gebetet. Wir verstehen diesen Mann. Manche von uns haben vielleicht auch schon an einem solchen Abgrund gekniet und gerungen und haben das dumpfe Aufschlagen in der Tiefe gehört, dies Sterben der letzten Hoffnung, und dann die Totenstille gefühlt, die darauf folgt, dieses schreckliche Schweigen Gottes. Vielleicht geht der eine oder andre unter uns gerade jetzt durch ein solches Dunkel. Vielleicht geht unser ganzes Volk in diesen schweren Monaten durch seine letzte, schwerste Probe. Aber, wenn uns dies Dunkel umfängt, so wollen wir nicht verzweifeln, auch nicht die Fäuste ballen und uns an Gott versündigen. Nein, dann ist die große Zeit in unserm Leben angebrochen. Die Entscheidungsstunde ist gekommen. Gott hat Großes mit uns im Sinne. Darum führt er uns in die schwerste Anfechtung. „Achtet es eitel Freude", sagt Jakobus, „wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallt; selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet. Denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfahen." Gott will uns über viel setzen. Er will uns über alle seine Güter setzen. Darum muß die Probe schwer sein. Es muß eine Probe sein, in der sich zeigt, ob wir getreu sind bis in den Tod, ja bis in Nacht und Verzweiflung.

So wollen wir es uns denn auch in diesen dunklen Tagen sagen lassen, was Luther jenem schwergeprüften Mönche schrieb: „Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum und zwar den Gekreuzigten. Ihm lerne lobsingen und an dir selbst verzweifeln." Ja, ihm wollen wir lobsingen und an uns selbst verzweifeln. Amen.

# Der Kampf mit dem Phariſäismus.

Matthäus 15, 1—14. Da kamen zu ihm die Schriftgelehrten und Phariſäer von Jeruſalem und ſprachen: Warum übertreten deine Jünger der Aelteſten Aufſätze? Sie waſchen ihre Hände nicht, wenn ſie Brot eſſen. Er antwortete und ſprach zu ihnen: Warum übertretet denn ihr Gottes Gebot um eurer Aufſätze willen? Gott hat geboten: Du ſollſt Vater und Mutter ehren; wer aber Vater und Mutter flucht, der ſoll des Todes ſterben. Aber ihr lehret: Wer zum Vater oder zur Mutter ſpricht: Wenn ich's opfere, ſo iſt dir's viel nützer; der tut wohl. Damit geſchieht es, daß Niemand hinfort ſeinen Vater oder ſeine Mutter ehret; und habt alſo Gottes Gebot aufgehoben um eurer Aufſätze willen. Ihr Heuchler, es hat wohl Jeſajas von euch geweisſagt und geſprochen: Dies Volk naht ſich zu mir mit ſeinem Munde und ehret mich mit ſeinen Lippen; aber ihr Herz iſt fern von mir. Aber vergeblich dienen ſie mir, dieweil ſie lehren ſolche Lehre, die nichts denn Menſchengebote ſind. Und er rief das Volk zu ſich und ſprach zu ihnen: Höret zu und vernehmet es: Was zum Munde eingeht, das verunreinigt den Menſchen nicht; ſondern was zum Munde ausgeht, das verunreinigt den Menſchen. Da traten ſeine Jünger zu ihm und ſprachen: Weißt du auch, daß ſich die Phariſäer ärgerten, da ſie das Wort hörten? Aber er antwortete und ſprach: Alle Pflanzen, die mein himmliſcher Vater nicht pflanzte, die werden ausgereutet. Laßt ſie fahren! ſie ſind blinde Blindenleiter. Wenn aber ein Blinder den andern leitet, ſo fallen ſie beide in die Grube.

Immer, wenn uns unſer Sonntagsevangelium von einem Zuſammenſtoß zwiſchen Jeſus und den Phariſäern erzählt, ſtehen wir vor einer Tatſache, die uns, die wir noch in die Kirche

gehen, aufs schwerste erschüttern muß: Jesus ist nicht von den Gottesleugnern umgebracht worden, nein, die Frommen haben ihn ans Kreuz gebracht. Die Hinrichtung Jesu ist, wenn man auf ihre menschlichen Ursachen sieht, das Werk der pharisäischen Volkspartei, die schon mehr als 100 Jahre vor Christus Vereine bildete, um durch gesteigerte Frömmigkeit das Kommen des Reiches Gottes vorzubereiten. Wie kam es denn, daß sich von Anfang an zwischen Jesus und diesen frommen Volksführern ein Kampf auf Leben und Tod entspann, bei dem es auf beiden Seiten hieß: Pardon wird nicht gegeben? Man hat gesagt, die Pharisäer legten eben allzuviel Wert auf die äußere Form, z. B. auf die Regel, daß man die Hände waschen soll vor dem Abendbrot, daß man Becher, Krüge und Kupfergeschirr sauber halten muß, daß man am Sabbath nicht arbeiten darf; Jesus aber wollte Herzensfrömmigkeit. Aber ist es denn etwas so Schlimmes, wenn man allzuviel Wert auf fromme Formen legt? Möchten wir uns nicht heute, wo alles zu verwildern droht und alle alten Sitten in die Brüche gehen, manchmal etwas Pharisäismus wünschen? Warum hat Jesus nie einen Verständigungsversuch gemacht und zu den Pharisäern etwa gesagt: Wir wollen doch beide im letzten Grund dasselbe, nämlich das Reich Gottes. Ihr legt nur zuviel Wert auf Zeremonien; es kommt auf das Herz an. Statt dessen lehnt Jesus auch in unserem Evangelium jeden Verständigungsfrieden ab. Die Jünger machten in unserem Evangelium einen Vermittlungsversuch. Sie merken, daß die Rede Jesu über die Reinheit sehr viel böses Blut gemacht hat, daß eine Gewitterschwüle entstanden war und es auf allen Seiten wetterleuchtete. Sie

scharen sich angstvoll um den Meister und sagen: Weißt du auch, daß sich die Pharisäer ärgerten, da sie das Wort hörten? Jesus aber sagt ihnen das schneidend herbe Wort: „Laßt sie fahren! Sie sind blinde Blindenleiter. Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet!" Warum gab es hier keine Verständigung? Was Jesus von den Pharisäern schied, das war nicht eine Meinungsverschiedenheit über einzelne Streitfragen, die uns heute kaum mehr interessieren, wie Händewaschen und levitische Reinheitsgesetze. Ueber Einzelfragen hätte man sich vielleicht verständigen können. Aber der Kampf ging um etwas viel Größeres. Diese einzelnen Zusammenstöße mit den Pharisäern, die sich durch das ganze Leben Jesu hindurchziehen, sind nur wie die einzelnen Funken, die immer wieder aufblitzen, wenn die ganze Luft mit Elektrizität geladen ist. Was war der Gegensatz der in allen diesen Einzelkämpfen zum Austrag kam? Was war die elektrische Spannung, die sich bei allen Zusammenstößen mit diesen Volksführern immer aufs neue entlud? Jesus bringt den Gegensatz auf einen ganz einfachen Ausdruck, indem er sagt: „Ihr habt Gottes Gebot aufgehoben um eurer Aufsätze willen." „Sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind."

Es war also der Kampf um das eine, was das Thema der ganzen Weltgeschichte ist, um das auch in unserem Leben jeden Tag der Kampf geht, auf das es allein ankommt im Leben und im Sterben und das uns doch der Feind mit allen Mitteln nehmen will, nämlich ein an Gott allein gebundenes Gewissen,

das unabhängig macht von allen Menschengeboten, Menschenaufsätzen, Menscheneinflüssen.

Wir wollen von diesem kostbaren Gut miteinander sprechen, für das Jesus sein Leben einsetzte. Wir wollen sehen, wieviel davon abhängt, daß unser Gewissen allein an Gott gebunden ist, und wie groß die Gefahr ist, wenn wir diese innere Unabhängigkeit verlieren und in Menschenknechtschaft geraten.

I.

Die griechische Sage erzählt von einem Riesen Antäus, dem gewaltige Kräfte zuströmten, solange er auf der Erde stand. Sobald es aber gelang, ihn vom Boden wegzuheben, war er schwach wie ein Kind und konnte leicht überwunden werden. Die Feinde, die mit ihm rangen, legten es darum immer darauf an, ihn mit ihren Armen zu umschlingen und über den Boden emporzuheben. Sobald das gelang, hatten sie gewonnenes Spiel. Dieser Ringkampf des Antäus mit seinen Feinden ist ein Bild des Kampfes, der um unsere Seele gekämpft wird. Eine satanische Macht legt es jeden Tag darauf an, uns von der einen Stelle zu lösen, wo wir allein unüberwindlich sind.

Ein an Gott allein gebundenes Gewissen ist das einzige, was auch einen schwachen Menschen ganz frei macht von aller Angst und Menschenfurcht und ihn befähigt, männlich zu handeln. Als Luther zum erstenmal vor Kaiser und Reich trat, machte er einen etwas befangenen Eindruck. Er war geblendet von dieser weltlichen Machtentfaltung. Der Bergmannssohn hatte noch nie mit so großen Herren zu tun gehabt. Kaiser Karl V. war verwundert, daß dieser junge Mönch einen solchen

Brand entfacht haben sollte. Man suchte Luther einzuschüchtern, man erinnerte ihn an den Scheiterhaufen von Hus und fragte ihn, ob er von seinen Büchern nicht wenigstens das widerrufen wolle, was schon im Prozeß gegen Hus von der Kirche verdammt worden war. Es war, wie wenn ihn die ganze Macht der Welt umklammern wollte, um ihn, wie den Riesen Antäus, wegzuheben von dem Boden, aus dem ihm allein Kraft zuströmte. Luther aber erbat sich einen Tag Bedenkzeit. Er wollte sich erst wieder innerlich fassen und auf den Ewigkeitsboden kommen. Er wollte erfahren, was Gott ihm im Gewissen zu sagen hatte. Dann aber trat er zum zweitenmal vor die Machthaber der Welt und gab die Erklärung ab, die der ganzen Geschichte unserer Kirche, ja der Geschichte Europas eine entscheidende Wendung gab: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder helle Gründe überführt werde, so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort."

Wie mancher verhängnisvolle Fehler, den wir unser ganzes Leben lang bereuen, wäre nicht gemacht worden, wenn wir es in entscheidenden Augenblicken, da die Menschen auf uns einredeten und uns zu einem folgenschweren Entschluß drängten, ebenso gemacht hätten wie Luther, wenn wir uns Bedenkzeit erbeten hätten. Bedenkzeit, nicht um Menschen zu fragen, sondern um mit Gott allein zu sein und zu erfahren, was Gott uns in unserm Gewissen zu sagen hat. Bei solchen folgenschweren Entscheidungen, beim Eintritt in einen Verein, bei einer Verlobung, beim Abschluß eines Geschäfts, geht es manchmal wie bei einem Ringkampf, wo der Gegner versucht,

uns durch einen überraschenden Griff, ehe wir noch die Lage übersehen, zu umklammern und vom Boden wegzuheben, um uns in seine Gewalt zu bekommen. Sobald wir den Felsenboden unter den Füßen verloren haben, die Einsamkeit unseres Gewissens mit Gott, sind wir verloren. Wir sind allen Nervenerregungen, allen Augenblicksstimmungen, aller menschlichen Suggestion preisgegeben. Es gibt nur ein Mittel für einen schwachen Menschen, um innerlich unabhängig zu werden: wir müssen uns daran gewöhnen, jede schwere Entscheidung in völliger Einsamkeit vor dem Angesicht Gottes zu treffen.

Aber nicht nur die Stoßkraft unseres Handelns hängt davon ab, daß unser Gewissen allein an Gott gebunden ist. Ein an Gott allein gebundenes Gewissen gibt auch unserem Gebet eine weltüberwindende Kraft. Es ist oft ganz wunderbar, was vom Gebet schwacher Menschen für Wirkungen ausgehen, wenn sie ihr Leben ganz unter Gottes Willen gestellt haben. Ich will nur eine Tatsache erwähnen, die das deutlich zeigt. Es war etwa vor 40 Jahren, da wollten einige schwäbische Männer, die der Tempelgesellschaft angehört hatten, auf dem Berg Karmel in Palästina eine Mission anfangen, weil das eine einzigartige Gelegenheit war, den Orientalen in Jerusalem, Jaffa und Alexandrien das Evangelium zu bringen. Sie hatten ein Stück Land auf der herrlichen Höhe erworben. Da kam ein Hindernis. Das katholische Karmelkloster hinderte sie mit aller Macht, eine Straße hinaufzubauen. Es stellte Beduinen und Araber mit geladenen Flinten auf, um jeden Deutschen niederzuknallen, der es wagen wollte, an der Straße weiterzubauen. Die lutherischen Ketzer sollten nicht auf den heiligen

Karmel kommen. Es wurde ein Prozeß angestrengt. Aber die Mönche hatten mehr Geld, um die türkischen Richter zu bestechen. So zog sich der Prozeß in die Länge. Da sagte Johannes Seitz, der die Sache unternommen hatte, zu seinem Freund, dem deutschen Konsul Keller: „Menschlich betrachtet ist keine Hoffnung mehr. Jetzt gibt es nur noch einen Weg, um dennoch zu siegen. Wir müssen unser Gewissen von Gott bis auf den Grund reinigen und säubern lassen, in ein radikales Selbstgericht gehen und dann beten, und du wirst sehen, Gott wird mit dem Karmelkloster fertig werden." So taten sie auch. Inzwischen kam die Nachricht, der Prozeß sei endgültig verloren. Alle menschliche Hoffnung war dahin. Aber sie ließen nicht nach. Da, nach einigen Wochen, hörte scheinbar zufällig ein Dragoman der deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel von der Sache. Er wurde von einem ganz merkwürdigen Eifer dafür ergriffen, erzählte sie dem Gesandten, dieser legte es Bismarck vor. Dieser verhandelte mit der türkischen Regierung, und als auch das nicht half, ruhte er nicht, bis der Papst durch ein Telegramm dem Kloster befahl, die Straße freizugeben. Seitz schreibt: „Wir durften sehen, was Gott auf das Gebet von ein paar armen Schluckern tut, wenn sie ihr Gewissen vor ihm reinigen und in ein radikales Selbstgericht eingehen, und daß er auf dies schwache Gebet hin sogar die Macht Bismarcks, die türkische Regierung, ja selbst den Papst in Bewegung setzt." Es ist wirklich so, wie Kierkegaard in seinem Tagebuch schreibt: „Der Punkt außerhalb der Welt ist das Kämmerlein, wo ein wahrer Beter in aller Aufrichtigkeit betet, wo er die Welt aus den Angeln hebt. Ja es ist unglaublich,

was ein solcher Beter, wenn er seine Türe schließt, drinnen nicht alles vermag." Wenn auch nur drei Menschen in einer Stadt sind, die sich ganz unter Gottes Gericht stellen, so kann eine Gebetsmacht von ihnen ausgehen, die die stärksten Hindernisse überwindet. Also es gibt eine Stelle, von der aus auch ein schwacher Mensch der ganzen Welt gewachsen ist, von der aus auch ein „armer Schlucker" die Kräfte der unsichtbaren Welt in Bewegung setzen kann. Das ist ein Gewissen, das unabhängig von allen Menschen allein unter Gott steht.

II.

Wenn so viel davon abhängt, da begreifen wir, daß der Feind alles versucht, uns aus dieser unüberwindlichen Stellung herauszudrängen, diese eine Stelle zu blockieren, wo unsere Kraftquelle liegt. Im Krieg versucht der Gegner ja immer, einem kämpfenden Heer die Verbindung nach hinten abzuschneiden, etwa die eine wichtige Eisenbahnbrücke zu sprengen, über die die ganze Munition aus der Heimat nachgeführt wird. So hat es auch bei uns der Feind, der uns verderben will, immer darauf abgesehen, diese wichtigste Verbindung nach der Heimat zu unterbrechen, auf der unsere ganze Kraft ruht. Er versucht es nicht bloß durch die Lockungen des Fleisches, durch die Genüsse, die uns wie Schlingpflanzen umgarnen und uns in die Tiefe ziehen. Er versucht es noch auf eine feinere und wirksamere Weise, nämlich durch fromme Mittel. Und das ist es, wovon Jesus in unserem Evangelium spricht. Jesus erinnert an das Wort des Jesaja: „Dies Volk naht sich zu mir mit seinem Munde und ehrt mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir." Jesaja spricht hier nicht von irgendeinem

veräußerlichten heidnischen Gottesdienst mit Lärmtrommeln und tibetanischen Gebetsmühlen. Nein, er spricht vom altehrwürdigen Gottesdienst Israels. Wir müssen es uns also ganz klar machen, auch den reinsten Gottesdienst, auch unsere evangelischen Sonntagsfeiern kann der Feind benutzen, um uns aus der Einsamkeit mit Gott herauszudrängen. Wie ist das möglich? Wenn wir in einer großen Gemeinde von dem vollen Gemeindegesang wie von einer Woge emporgetragen werden, dann meinen wir vielleicht, wir hätten Gott geehrt. Aber vielleicht haben wir Gott nur etwas vorgemacht. Vielleicht wissen wir ganz genau, was in unserm Haus, im Verhältnis zu unserer Frau anders werden müßte, wenn Gott die Ehre gegeben werden soll, die ihm gebührt, welcher Posten in unserm Hauptbuch geändert werden müßte, wenn Gott die Ehre gegeben werden soll, die ihm gebührt. Gott hat vielleicht etwas sehr Wichtiges allein mit uns zu reden. Wir aber lassen uns einhüllen in eine Wolke gemachter Andacht. Gibt es etwas Schrecklicheres, als wenn wir Gott durch Gebet und Kirchengesang etwas vorlügen, Gott, der doch jeden von uns in diesem Augenblick bis in den Grund durchschaut, vor dem das Leben, das wir die Woche über gelebt haben, aufgeschlagen ist, wie ein Buch? Wißt ihr, was der Prophet Amos von einem solchen Beten und Singen sagt, dem das Leben widerspricht? „Hinweg von mir mit dem Geplärr deiner Lieder, das Rauschen deiner Harfen mag ich nicht hören!" Und Jesus fügt hinzu: „Ihr Heuchler, wohl fein hat Jesaja von euch geweissagt und gesprochen: Dies Volk naht sich zu mir mit seinem Munde und ehrt mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir."

Aber nicht bloß den Gottesdienst kann der Feind benutzen, um unser Gewissen zu übertäuben, noch gefährlicher können nach Jesu Wort gewisse religiöse Seelenführer sein, Menschen, die Macht bekommen über unser Gewissen, so daß die direkte Verbindung mit Gott unterbrochen wird. Jesus greift zwei Fälle heraus, die in anderer Form auch für uns noch Bedeutung haben. Der erste Fall ist der: da ist ein junger Mensch, der Geld verdient. Er könnte seine alten Eltern unterstützen. Aber er erklärt dem Vater: Du bekommst nichts von mir: was ich dir geben könnte, das soll eine Opfergabe sein. Es ist dem Tempel verfallen, „es ist Gott gegeben, was dir sollte von mir zunutz kommen." Der Sohn vernachlässigt also aus religiösen Gründen seine Eltern. Damit ist auch bei vielen Jüngeren unter uns ein wunder Punkt berührt, das Verhältnis des erwachsenen Sohnes oder der erwachsenen Tochter zu den alten Eltern. Manche von uns stehen vielleicht mitten in irgendeiner christlichen Jugendbewegung, spielen eine Rolle in einem Verein und wirken bei Versammlungen mit. Der alte Vater und die alte Mutter verstehen die heutigen Bewegungen nicht. Sie sind rückständig. Sie haben veraltete Ansichten. Sie stehen vielleicht in religiöser Beziehung auf einem anderen Standpunkt. Der Sohn aber bricht daraufhin die innere Verbindung mit ihnen ab. Er schreibt der Mutter nicht mehr alles. Er verschweigt ihr das Wichtigste, er läßt sie nicht mehr hineinsehen in das, was er durchkämpft, in seine Nöte und Fragen. Das bespricht er nur mit seinen Kameraden. Sobald aber die Mutter nicht mehr erfährt, was im Herzen des Sohnes vorgeht, dann ist etwas zerrissen, was nie wieder gut gemacht werden kann.

Das ist ja das einzige Recht, das die Mutter auch an den erwachsenen Sohn noch hat, das heilige Mutterrecht, für ihr Kind zu leiden. Sie kann dem Kind nicht mehr befehlen, sie kann es nicht mehr beeinflussen. Aber eins darf sie noch. Sie darf die Last mittragen, die ihr Kind trägt: Sie darf für ihr Kind leiden. Wenn wir ihr das nehmen, indem wir ihr unser Herz verschließen, haben wir ihr alles genommen. Wir können die größte Rolle spielen in einem christlichen Verein, es hat alles gar keinen Wert, wenn wir darüber unsere Eltern vernachlässigen. Es gibt heilige Grundlagen unseres Lebens; wenn wir die zerstören, dann ist die tiefste Saite in uns zerrissen, dann laden wir den Fluch Gottes auf uns. „Gott hat geboten: Du sollst Vater und Mutter ehren, wer aber Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben!" Sobald die Magnetnadel unseres Gewissens sich selbst überlassen ist, sobald sie nicht durch einen elektrischen Strom abgelenkt wird, stellt sie sich sofort auf diesen Polarstern ein, auf diese Urforderung Gottes, an der nicht gerüttelt werden darf. Der Einfluß, der uns davon ablenkt, mag noch so fromm erscheinen, er mag mit einer christlichen Bewegung zusammenhängen, er kommt dennoch von unten.

Aber Jesus spricht noch von einer zweiten Frage, bei der unser Gewissen durch fromme Einflüsse übertäubt wird. Es ist die Frage der Reinheit. Die Pharisäer hatten strenge Regeln ausgebildet über das, was man nicht essen darf, was man nicht trinken darf, was man nicht anfassen darf, wenn man rein bleiben will. Sie wollten in einer staubfreien Luft leben und nicht mit der unreinen Welt in Berührung kommen. Jesus

aber sagt ihnen: Das alles ist wieder nur eine Irreleitung des Gewissens. Es ist wieder nur eins jener teuflischen Mittel, um die Magnetnadel unseres Gewissens abzulenken von der Hauptsache, um die es sich immer allein handelt. Die Welt, von der wir uns unbefleckt erhalten wollen, indem wir uns in einer frommen Gemeinschaft abschließen, ist in Wahrheit nicht außer uns, sie besteht nicht in dem, was von außen in uns hineinkommt. Nein, sie ist in uns, der Schmutz sitzt in unserm Herzen. Aus unserm Munde kommt die Unreinheit heraus, so oft wir ein giftiges Wort sagen, das einen Menschen verwundet, und das er vielleicht nie mehr vergessen kann. Aus unserm Munde kommt die Unreinheit heraus, wenn wir z. B. in einem frommen Kreis zusammensitzend über einen Menschen lästern, der abwesend ist. Wir sind zu feig, ihm diese Dinge ins Gesicht zu sagen. Dazu gehört etwas Mut. Aber wenn er fort ist und sich nicht verteidigen kann, da schießen wir gleichsam aus dem sicheren Hinterhalt heraus giftige Pfeile gegen ihn ab. Wir sagen Dinge über ihn, die, wenn sie weiter erzählt werden, seine ganze Wirksamkeit untergraben müssen, statt daß wir ihn aufsuchen und ihm helfen, wenn er gefehlt hat. Wie schmutzig und gemein ist das! Viel unreiner als gewisse weltliche Vergnügungen, an denen wir nie teilnehmen würden, um uns nicht durch Berührung mit der Welt zu verunreinigen: „Was zum Munde eingeht, das verunreinigt den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgeht, das verunreinigt den Menschen!“

So zeigt uns der Herr auf allen Gebieten, wie der Feind versucht, gleichsam die Telephonleitung zu unterbrechen, in der

unser Gewissen mit der ewigen Welt in Verbindung steht. Wie groß ist die Gefahr, daß wir aus der unüberwindlichen Festung herausgedrängt werden! Der Feind wendet alle Mittel an, die gemeinsten und die frömmsten, um unser Gewissen in die Knechtschaft von Menschen zu bringen. Man kann die Gefahr, in der wir schweben, gar nicht deutlicher schildern, als es Jesus tut, wenn er von den blinden Blindenleitern spricht. In London gibt es manchmal so dicken Nebel, daß man die Hand vor dem Auge nicht mehr sieht und daß selbst die Straßenlaternen nicht mehr durchscheinen. Der ganze Straßenverkehr liegt still. Die einzigen Menschen, die sich da als Führer auf der Straße noch anbieten, sind die Blinden. Man sieht Scharen von Menschen, die Arm in Arm sich an einzelne Blinde hängen, blinde Blindenleiter. So sieht Jesus sein blindes Volk an blinden Führern hängen, die es einem Abgrund entgegenführen. Dies Bild drängt sich uns auch heute noch auf, wenn wir die Lage unseres Volkes ansehen. Wir leben in einer Zeit, in der die äußeren Grundlagen des Daseins schwanken; da haben die Menschen ein starkes Anlehnungsbedürfnis. Es ist nur allzumenschlich, daß sich gerade heute Hunderte in die katholische Kirche flüchten, weil sie dort unter eine starke Autorität gestellt sind. Aber mögen die Seelenführer, die sich uns heute anbieten, der kath. oder der evang. Kirche angehören, immer ist die Gefahr gleich groß, daß wir in Abhängigkeit von Menschen geraten und aus der Stellung herausgedrängt werden, in der wir allein an Gott angeschlossen sind.

Jesus hat seine ganze Seele eingesetzt, um uns von allen diesen Gewalten zu befreien. Er hat sich die Todfeindschaft

der Pharisäer zugezogen, er hat für uns gerungen in blutigem Schweiß und Todesgrauen, um uns den Zugang zum Herzen Gottes freizumachen, den Zugang zu der Kraftquelle, den uns die ganze Hölle streitig machen will. Wieviel hat es ihn gekostet, um der Freiheit eine Gasse zu machen! „So haben wir nun, liebe Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, welchen er uns bereitet hat. So laßt uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen und völligem Glauben."

„Ihr seid teuer erkauft. Werdet nicht der Menschen Knechte!"

Amen.

# Vom Satan gebunden.

Lukas 13, 10—17. Und er lehrte in einer Schule am Sabbath. Und siehe, ein Weib war da, das hatte einen Geist der Krankheit achtzehn Jahre; und sie war krumm und konnte nicht wohl aufsehen. Da sie aber Jesus sah, rief er sie zu sich und sprach zu ihr: Weib, sei los von deiner Krankheit. Und legte die Hände auf sie; und alsbald richtete sie sich auf und pries Gott. Da antwortete der Oberste der Schule und ward unwillig, daß Jesus auf den Sabbath heilte, und sprach zu dem Volke: Es sind 6 Tage, darinnen man arbeiten soll: in denselben kommt und laßt euch heilen und nicht am Sabbathtage. Da antwortete ihm der Herr und sprach: Du Heuchler, löst nicht ein Jeglicher unter euch seinen Ochsen oder Esel von der Krippe am Sabbath und führt hin zur Tränke? Sollte aber nicht gelöst werden am Sabbath diese, die doch Abrahams Tochter ist, von diesem Bande, welches Satanas gebunden hatte nun wohl achtzehn Jahre? Und als er solches sagte, mußten sich schämen alle, die ihm zuwider gewesen waren; und alles Volk freute sich über alle herrlichen Taten, die von ihm geschahen.

Auf viele von uns hat vielleicht diese Geschichte von der Heilung am Sabbath und vom Unwillen des Synagogenvorstehers wenig Eindruck gemacht. Es ist eben eine der vielen Wundererzählungen, mit denen manche von uns nicht mehr viel anfangen können. Aber ein Satz in dieser Geschichte zwingt uns, einen Augenblick stille zu stehen. Es ist ein Satz, in dem ein ganzes Menschenschicksal zusammengefaßt ist: „Ein Weib war da, das hatte einen Geist der Krankheit achtzehn

Jahre." Wir wissen sonst nichts von diesem Weibe. Es war wohl eine unbedeutende Frau. Aber dieser eine Satz, in dem in wenigen Strichen ihr Leben zusammengefaßt ist, rückt sie unserm Herzen nahe. Ein Wanderer, der durch Tübingen kam und zum erstenmal in dem kleinen Turm am Neckar an der Stätte stand, wo unser Hölderlin über 40 Jahre litt, hat ins Fremdenbuch die Worte geschrieben: „Menschenbruder, von der heiligen Stätte deines Leidens grüß ich dich!" Immer, wenn ein solcher Mensch vor unser Auge tritt, mag er nun vor hundert oder vor 2000 Jahren gelebt haben, ein Mensch, der 18 Jahre, 30 Jahre, 40 Jahre an ein einziges unergründliches Leid wie an einen Felsen geschmiedet war, haben wir das Gefühl, daß ein solcher Mensch in besonderem Sinne unser Bruder oder unsere Schwester ist, und daß nicht das Glück, sondern das Leiden das Band ist, das uns Menschen am tiefsten miteinander verbindet. Es ist, als gehörten sie alle zu einer Gemeinde zusammen, diese stillen Lastträger, diese Menschen, deren Leben ein einziger unergründlich tiefer Schmerz seinen Stempel aufdrückte. Es ist eine Gemeinde des Schweigens, in der jeder den andern ohne Worte versteht. Jene Verbannten im alten Zarenreich gehören zu dieser Gemeinde, die in den Bergwerken von Sibirien jahrelang oder jahrzehntelang unter der Erde klopfen mußten, bis sie stumpf wie die Tiere wurden. Die Gefangenen im Ruhrgebiet gehören dazu, die von Schwarzen bewacht, nun schon monatelang unterernährt und abgemagert teilweise dem Irrsinn entgegengetrieben werden. Die Epileptischen gehören dazu, die jahrelang bei vollem Bewußtsein zusehen müssen, wie ihre Geisteskräfte von einem Anfall zum andern

mehr und mehr schwinden. Was solche Menschen getroffen hat, ist nicht bloß ein Schlag, wie er jeden Menschen trifft, ein Schmerz, der wehtut, aber wieder heilt. Es ist etwas viel Schwereres. Etwas, das unauslöschliche Spuren zurückläßt. Am Felsengestade der Nordsee sieht man manchmal Felsblöcke, die eine tiefe Höhlung zeigen. Sie sind von der Brandung ausgewaschen worden. Jahrhundertelang, Jahrtausendelang hat die ruhelose Meereswelle an ihnen emporgebrandet. Es gibt Menschen, deren Seele einem solchen ausgehöhlten Felsen gleicht. Monatelang, jahrelang hat immer derselbe Schmerz wie eine ruhelose Brandung an den Felsen ihres Herzens geschlagen, bis er ganz ausgehöhlt war. „Und sie war krumm", heißt es von der Frau in unserm Evangelium, „und konnte nicht aufsehen." Wieviel muß über sie hingegangen sein, bis es soweit mit ihr gekommen war! Wieviel Tage, da sie vielleicht, wie Hölderlin in den Zeiten seiner beginnenden Umnachtung, immer wieder mit inbrünstiger Sehnsucht den Tod anrief, er möchte sie erlösen! Wieviel Tage grenzenloser Lebensmüdigkeit müssen über ihre Seele gegangen sein, bis die Krankheit ihr Werk vollbracht hatte und sie zu einer Jammergestalt geworden war, zu einer gebückten Lastträgerin, die nicht mehr fähig war, aufzuschauen.

Immer, wenn auch nur ein einziges solches schweres Menschenschicksal täglich vor unsern Augen steht, sei es, daß wir es selber erleben, oder daß wir es miterleben, weil es einen nahestehenden Menschen getroffen hat, stehen wir vor dem tiefsten Rätsel unseres Menschendaseins. Denn hier kommen wir nicht mehr mit dem Gedanken durch: Es ist eben ein Erziehungs-

mittel, um uns zu bessern; die Rebe am Weinstock muß beschnitten werden, daß sie mehr Frucht bringe. Nein, wenn ein Mensch 20 Jahre, 30 Jahre so schwer gelitten hat, daß er beinahe den Verstand verliert, dann ist eben allzuviel von diesem Menschenleben zerstört, als daß noch eine Frucht daraus erwachsen könnte. Es ist nur noch eine Ruine zurückgeblieben. Warum darf so etwas sein? Wie kommt es, daß Menschen geschaffen werden mit der schrecklichen Bestimmung, sich an einer hoffnungslosen Qual langsam zu verzehren? Warum dürfen Kinder geboren werden, die schon durch die Sünde der Väter ein erbliches Leiden mitbekommen, das sie schon von der Wiege an zur Verblödung bestimmt? Kann in einem solchen Schicksal irgendein Sinn sein?

Wir werden dieses dunkle Rätsel in diesem Leben nie lösen. Aber gerade heute in dem hoffnungslosen Leid unseres Volkes sind wir für jeden Lichtstrahl dankbar, der aus der ewigen Welt in dieses Dunkel fällt. Zwei Lichtstrahlen sind es, die aus unserm Evangelium in dies dunkle Rätsel unseres Daseins hineinfallen. Zwei Wahrheiten macht es uns deutlich:

1. Es gibt eine satanische Macht, die darauf ausgeht, das Werk Gottes zu zerstören. 2. Aber das ist das tiefste Geheimnis der göttlichen Weltregierung: auch die Macht des Satans muß dazu dienen, daß Gott dadurch verherrlicht wird.

## I.

„Sollte nicht gelöst werden am Sabbath diese, die doch Abrahams Tochter ist, von diesem Bande, welche Satan gebunden hatte nun wohl achtzehn Jahre?" Können wir heute ein derartiges Wort noch ernst nehmen? Gehört der Glaube an ein sa-

tanisches Reich nicht ins finstere Mittelalter? Damals glaubten die Menschen noch an ein Reich des Teufels. Hexen sausten durch die Nacht und hielten Feste auf Bergeshöhen, es wimmelte von Kobolden und Werwölfen, von Wesen, die Menschen und Vieh verhexen konnten. Es gab Zaubertränke und Besprechungen. Keiner wußte vom andern, ob er sich nicht dem Teufel verschrieben hatte. Eine namenlose Angst lastete auf den Menschen. Hat uns nicht eine fortschreitende Wissenschaft von diesem ganzen Teufelsspuk befreit, insbesondere von dem Wahn, als ob hinter einer Krankheit eine finstere Macht stehen könnte? Es ist wahr, von den Bildern und massiven Vorstellungen sind wir allerdings frei geworden, die sich eine kindlichere Zeit von dem Reich der Finsternis gemacht hatte, das uns umgibt. Aber die Sache selber, die mit diesen Bildern und Vorstellungen gemeint ist, ist dadurch nur noch unheimlicher geworden, daß wir es aufgegeben haben, uns irgendwelche Vorstellungen davon zu machen. Wir sind ja alle dankbar für den Fortschritt der ärztlichen Wissenschaft. Dennoch stoßen wir auch mitten in der Gegenwart immer wieder auf Dinge, die zeigen, daß das Leben eine unheimliche Nachtseite hat, die keine ärztliche Wissenschaft erklären kann. In Häusern, wo in unserer Zeit die elendesten Menschen, die vielleicht von allen Aerzten aufgegeben waren, Hilfe suchten, wie in Bad Boll, in Möttlingen oder Teichwolframsdorf, sind immer wieder Fälle vorgekommen, die ganz handgreiflich zeigen, daß eine finstere Macht in unser Leben hineinragt. Ich will nur auf einen Fall hinweisen, der sich in ähnlicher Form öfter wiederholt hat. Ein junger Mann kommt in ein solches Haus, der

einen schweren Fall getan hat und seitdem ruhelos, von Verzweiflung gejagt immer wieder versucht hat, sich das Leben zu nehmen. Man bringt ihn in einem Zimmer unter. Am Abend kommen in einem andern Flügel des Hauses einige Brüder zusammen, um für ihn zu beten. In dem Augenblick aber, da mit dem Gebet begonnen wird, hört man aus dem Zimmer des jungen Mannes ein furchtbares Geschrei und Gepolter, daß die ganze Nachbarschaft zusammenläuft. Er wird von schrecklichen Krämpfen umhergeworfen. Die Brüder hören auf zu beten, damit er zur Ruhe kommen soll. Sie fürchten, die Polizei könnte ihnen auf den Hals kommen. Am nächsten Tag warten sie, bis er tief eingeschlafen ist, so daß er unter keinen Umständen etwas davon merken kann, daß im andern Teil des Hauses jemand für ihn betet, und fangen wieder in später Mitternachtstunde an, für ihn einzustehen. Aber kaum haben sie begonnen, so fährt der arme Mensch wie wild aus dem Schlafe auf, fängt an, abwechselnd zu fluchen und zu Gott um Erbarmen zu schreien, bis er endlich nach anhaltendem Gebet zur Ruhe kommt. Es ist ihm, als schrie eine finstere Macht aus ihm heraus: „Ich muß gehen; das ewige Beten kann ich nicht aushalten!"

Wer auch nur einmal so etwas miterlebt hat, der weiß es ein für allemal: es ist nicht bloß eine abergläubische Vorstellung, wenn die Bibel von einem „Geist der Krankheit" redet, von einer Fessel des Satans, die auch den Körper eines Menschen in ihre Gewalt bringen kann.

Aber diese finstere Macht zeigt sich nicht bloß in rätselhaften Krankheitserscheinungen, wir können sie auch in den Welt-

ereignissen oft geradezu mit Händen greifen. Daß eine ganze Welt von einem Lügengewebe betört werden konnte, ohne daß jemand imstande ist, es zu zerreißen, daß eine Lawine sich löste und in wenigen Jahren alles zerstörte, was Jahrhunderte gebaut hatten, das alles kann man überhaupt nur verstehen, wenn man mit einer satanischen Macht rechnet, die Gottes Schöpfung vernichten will, die darauf ausgeht, alles, was unter Gottes Leitung gewachsen ist, unter dem Hohngelächter der Hölle in einen rauchenden Trümmerhaufen zu verwandeln.

Warum sind so viele Menschen, die früher an Gott glaubten, über den Ereignissen der letzten Jahre an Gott irregeworden? Sie hatten nicht mit dieser finsteren Macht gerechnet. Sie hatten an einen Vater im Himmel geglaubt, der es seinen Kindern wohlgehen läßt. Dieser Glaube brach ihnen schon im dritten Kriegsjahr zusammen. Sie hatten nur die Lichtseite des Christentums verstanden; mit der Nachtseite des Lebens hatten sie nicht gerechnet. Die ersten Christen verzweifelten nicht an Gott, als in der Christenverfolgung Neros die Lüge triumphierte, als man ihnen die gemeinsten Verbrechen andichtete, ohne daß jemand das Lügengewebe zerreißen konnte, als man die Menschen, deren die Welt nicht wert war, als Fackeln in den kaiserlichen Gärten verbrannte. Die ersten Christen waren auf solches Schicksal gefaßt. Sie hatten von vornherein damit gerechnet. Sie wußten, es gibt eine Macht des Satans, der es in dieser Weltzeit erlaubt ist, die Gemeinde Gottes aufs äußerste zu versuchen, ob sie nicht abfalle. Darum gingen sie mit soldatischem Geist, mit Heldensinn dem Feind entgegen. Auch

wir würden den Qualen, die jetzt über uns kommen, heldenhafter entgegengehen und nicht soviel jammern und einander die Sache dadurch noch schwerer machen, wenn wir uns von vornherein klarmachten, in welcher Lage wir als Christen in dieser Welt sind. Wir sind nicht auf der Welt, um uns auszuleben, nein, wir stehn mitten in einer Schlacht. Jeder von uns ist an einer bestimmten Stelle der Front eingesetzt in dem großen Kampf zwischen Christus und der satanischen Macht, die das Werk Gottes zerstören will: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel." Wenn es so steht, dürfen wir nicht darüber erstaunt sein, wenn rechts und links die Geschosse einschlagen und immer wieder einer als Schwerverwundeter zurückgetragen wird. Es ist nur natürlich, daß gerade die wertvollsten Menschen dem schwersten Kreuzfeuer ausgesetzt sind. Im Krieg zielt der Feind immer zuerst nach den Führern. Um sie tobt der schwerste Kampf. Wir wundern uns oft, daß gerade die kostbarsten Menschen förmlich verfolgt sind von schweren Schlägen. Ihr Glaube wird Belastungsproben ausgesetzt, die bis an die Grenze dessen gehen, was ein Mensch ertragen kann. Es ist wie bei Hiob, als Gott dem Satan erlaubte, immer stärkere Mittel anzuwenden, um den Glaubensmann, wenn es möglich wäre, zum Abfall zu bringen. Jesus bereitet seine Jünger auf diese Belastungsprobe vor, indem er zu Petrus sagt: „Simon, Simon, siehe der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möge sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß

dein Glaube nicht aufhöre!" Jesus vergleicht hier die Probe, die die Jünger zu bestehen haben, mit dem Sieb, das gebraucht wurde, um den Weizen von der Spreu zu scheiden. Dieses Sieb wurde solange heftig gestoßen, bis alle Spreu herausgefallen war und nur die Weizenkörner zurückblieben. Wie schwer sind die Stöße des Satans, die darauf ausgehen, die Gemeinde zum Abfall zu bringen! Paulus wurde von einem Engel des Satans mit Fäusten geschlagen, er flehte vergeblich um Entlastung, die Bürde wurde ihm nicht abgenommen. Wir dürfen uns nicht wundern, daß auch unter den Aelteren von uns mancher eine schwere Last trägt oder eine Wunde in seinem Herzen hat, die immer brennt.

II.

Die Macht der Finsternis ist groß; aber das ist das wunderbare Geheimnis in Gottes Weltregierung, auch die Werke des Teufels müssen zuletzt dazu dienen, daß Gott dadurch verherrlicht werde. Unser Evangelium erzählt von einem Augenblick im Leben eines Menschen, der so groß war, daß er das Elend von 18 Leidensjahren aufwog. „Da sie aber Jesus sah, rief er sie zu sich und sprach zu ihr: Weib sei los von deiner Krankheit! und legte die Hand auf sie. Und alsobald richtete sie sich auf und pries Gott." Und dann ist es wie ein festlicher Augenblick für das ganze Volk, das diese leidende Frau seit Jahren gekannt hatte. „Und alles Volk freute sich über alle herrlichen Taten, die von ihm geschahen." Kriegsgefangene, die jahrelang in russischer Gefangenschaft gewesen waren und dann über Schweden ausgetauscht wurden, haben mir manchmal erzählt, es sei der größte Tag ihres Lebens gewesen, als

sie endlich entlassen über die russische Grenze schritten, während der letzte Kosak hinter den russischen Grenzpfählen verschwand. Nun wurden sie von schwedischen Schwestern in eine saubere Baracke geführt. Sie wagten die schneeweißen Betten gar nicht zu berühren. Die weißen Linnen kamen ihnen wie etwas Heiliges vor. Sie hatten jahrelang auf dem nackten Boden oder in Erdlöchern gelegen und konnten gar nicht glauben, daß das für sie bestimmt sei. Sie dachten immer noch, das Ganze könnte vielleicht nur ein schöner Traum sein, aus dem sie plötzlich wieder zur schrecklichen Wirklichkeit erwachen müßten. So muß es dieser Frau zumute gewesen sein, als unter der Berührung Jesu mit einemmal in ihrem Rücken sich alles löste. „Alsobald richtete sie sich auf und pries Gott." Zum erstenmal nach 18 Jahren konnte sie wieder einen ganz tiefen Atemzug tun und mit befreiter Seele in den blauen Himmelsdom hinaufschauen. Wie gleichgültig war ihr das Schelten des Obersten der Schule, der ärgerlich war, daß sie am Sabbath geheilt worden war. Das war alles Nebensache im Vergleich zu dem Großen, was in diesem Augenblick durch ihre Seele ging. Es mag ihr wie ein Traum vorgekommen sein. Sie hatte ja gar nicht darauf gewartet. Sie hatte nichts dazu getan. Sie hatte so etwas gar nicht zu hoffen gewagt. Ein neues Dasein war ihr als unerwartetes Gottesgeschenk in den Schoß gelegt worden. „Sie richtete sich auf und pries Gott."

Diese 18 Leidensjahre waren nur eine Vorbereitung gewesen für diesen größten Augenblick ihres Lebens, in dem sich alles löste.

Möge es auch in unserm Leben so gehen! Mancher unter uns hat viel verloren. Die kalte Hand, die in unser Leben eingreift, hat viel zerstört und viel geknickt, was nie mehr hergestellt werden kann. Mancher von uns hat vielleicht seine ganze Jugend über einem großen Leid verloren. Aber was sind Jahrzehnte von Druck und Entbehrung, wenn sie uns reif machen für dieses Allergrößte, was einem Menschen begegnen kann, für einen Tag, der für alles entschädigt, für einen Tag, an dem es auch bei uns heißen wird: Und er richtete sich auf und pries Gott! Das Größte, was einem Menschen zuteil werden kann, ist, daß ein Dank gegen Gott aus seiner Seele hervorbricht, ein Jubel, bei dem alle Glocken der Seele zusammenläuten, um Gott zu preisen, nicht bloß für das neue Glück, sondern auch für das ganze Leid, das ihn für dieses Glück reif gemacht hat. Für manche unter uns kommt dieser Tag der Befreiung nicht mehr in diesem Leben. In seinem Lied an das Schicksal schaut der unglückliche Hölderlin auf den Todestag hinaus, dem er entgegenreift, wie eine Traube in der Flamme der Mittagssonne dem Erntetag. „Im heiligsten der Stürme falle zusammen meines Kerkers Wand, und herrlicher und freier walle mein Geist ins unbekannte Land." Auch mancher von uns weiß: in diesem Leben werde ich nie mehr ganz glücklich sein, mein Fall ist hoffnungslos. Dieses Lebens Glück ist zerstört. Aber einmal kommt der Tag, da die Kerkerwände fallen. Wenn wir Frieden gefunden haben in Jesus, so lernen wir danken nicht bloß für dies Leben, das uns geschenkt ist, nein auch dafür, daß wir sterben dürfen, daß dies Leben, dieser wirre Knäuel von verschlungenen Fäden einmal

gelöst wird und zu Ende geht. Wir lernen danken für den Tod. Jesus sagt einmal von den Stürmen der Endzeit: „Um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt. Wo diese Tage nicht verkürzt würden, so würde kein Mensch selig." Wir können das auch auf unser kleines Leben anwenden. Es ist Gnade, daß der Lebenstag von uns Menschen so kurz ist, daß das Menschenleben nur 70 Jahre währt und, wenns hoch kommt, 80 Jahre. Ein kurzer Lebenstag; kaum hat die Mittagsglut die Höhe erreicht, dann kommen schon die kühlen Schatten des Abends. Ein kurzer heißer Schlachttag, während dessen wir den Anläufen des Feindes ausgesetzt sind, dann ist alles vorüber. Was sind Jahrzehnte des Kampfes im Vergleich mit jenem Siegeslied, jenem gloria de profundis, das anhebt, wenn die Fessel fällt und die Kerkerwände zusammengestürzt sind!

Aber es gilt nicht bloß für eine ferne Zukunft, daß die Werke der Finsternis dazu dienen müssen, Gott zu verherrlichen, nein es gilt auch schon für die Gegenwart, für die Zeit, da wir noch unter dem Druck leben. Wir machen ja immer wieder eine merkwürdige Erfahrung. Gerade die Menschen, die selbst eine schwere Wunde in sich tragen, sind die, die andern am besten helfen können. Sie sind schon jetzt in dieser Welt am meisten wert. Es ist eine merkwürdige Führung im Leben von Bodelschwingh, daß ihm, ehe er sein großes Werk begann, in wenigen Wochen alle seine 4 blühenden Kinder im Alter von 1—6 Jahren hintereinander starben. Die Wunden, die den Herzen der Eltern in diesen Wochen geschlagen wurden, sind nie ganz ausgeheilt. Der Mutter fingen seit der Zeit die Haare an aus-

zufallen und ihre Hände zitterten beim Schreiben. Vier Kinder herzugeben in dem Alter, in dem sie den Eltern am meisten Freude machen, das war zuviel für sie gewesen. Und Vater Bodelschwingh sah man eines Tages mit einem Brett und 4 Pfählen zum Kirchhof gehen, um an der stillen Stelle, wo die vier Kinder lagen, eine kleine Bank zu machen, damit er dort mit der Mutter zugleich nachdenken könne, was Gott ihnen durch dieses Leid sagen wollte. Er fühlte die dunkle Macht, die kalte Hand, die zerstören will, was Gott geschaffen hat. Aber gerade dieses Werk einer dunklen zerstörenden Macht mußte dazu dienen, diesen Mann für das Werk auszurüsten, das zu einer Heilquelle werden sollte für die Not unseres ganzen Vaterlandes. Bald darauf stand dieser seiner Kinder beraubte Vater mitten unter den Epileptischen, diesen hoffnungslos Elenden, die der Verblödung entgegengingen. Und nun zeigte sich etwas Wunderbares. Der Schmerz, der ihn getroffen hatte, als ihm alle seine vier Kinder starben, gab ihm die Kraft, der Vater der Hoffnungslosen zu werden. Denn seitdem lebte er, wie er so oft sagte, „ganz dicht vor den Toren Jerusalems", der hochgebauten Stadt, wohin ihm seine Kinder vorangegangen waren. Seine ganze Seele war auf den einen Ton gestimmt: Dieser Zeit Leiden sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden. Von diesem Herrlichkeitsziel aus gesehen erschien ihm der Gegensatz gar nicht mehr so groß zwischen den Gesunden, die in voller Kraft ins Leben hineinstürmen, und den Kranken, die der Auflösung ihrer Geisteskräfte entgegengingen. Es kam ja alles nur auf das Ende an. Wenn nur das Ende gut war, wenn nur das

Ziel Herrlichkeit war, so war auch ein Leben der langsamen Auflösung ein Reifwerden für den großen Erntetag. So hatte gerade diese Wunde, die er im Herzen trug, sein Herz weich gemacht und ihm die große Liebe zu den Aermsten und Hoffnungslosesten gegeben. Einem Vater, der sich über den Tod seines Kindes nicht trösten konnte, sagte er einmal später das merkwürdig vielsagende Wort: „Als unsere vier Kinder gestorben waren, merkte ich erst, wie hart Gott gegen uns Menschen sein kann. Und darüber bin ich barmherzig geworden gegen andere." Vielleicht ist jemand unter uns, der heute in der Stimmung hierhergekommen ist: Mein Leben hat wirklich keinen Sinn mehr. Ich kann ja doch nicht mehr gesund werden. Mir ist alles zerstört. Es mag sein, daß dein Leben für dich selber keinen Wert mehr hat. Aber vielleicht hat es gerade darum sehr viel Wert für andere. Diese Wunde, die du in dir trägst, ist das Kostbarste, was du hast. Sie ist gerade das, was dir wie Bodelschwingh einen Zugang gibt zum Herzen anderer, die dich am nötigsten brauchen. Sie gibt dir das Herz des barmherzigen Samariters, das Auge, das den Verwundeten sieht. So gibt dir gerade dein Leid eine große Lebensaufgabe. Ein Mensch ist um so wertvoller für seine Mitmenschen, je mehr Leid er in Gott getragen hat.

Zwei ernste Wahrheiten hat uns unser Evangelium vor Augen gestellt. Die Macht des Satans ist groß. Aber die Macht Jesu ist noch größer, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören. Er zerstört sie nicht bloß dadurch, daß er auch heute noch Menschen auf wunderbare Weise von ihren Fesseln befreit. Nein, auch dadurch, daß er hoffnungsloses Leid in

Sieg verwandeln kann, in ein Mittel zur Verherrlichung Gottes. Darum wollen wir im Dunkel dieser Tage unsere Zuflucht zu ihm nehmen und zu ihm beten:

In dir ist Freude in allem Leide,
O du süßer Jesus Christ,
Durch dich wir haben
Himmlische Gaben,
Der du wahrer Heiland bist.
Hilfest von Schanden
Rettest von Banden
Wer dir vertrauet,
Hat wohl gebauet,
Wird ewig bleiben,
Halleluja!

# Das Evangelium der Reformation.

Lukas 14, 16—24. Es war ein Mensch, der machte ein großes Abendmahl und lud viele dazu. Und sandte seinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahls, zu sagen den Geladenen: Kommt, denn es ist alles bereit. Und sie fingen an, alle nacheinander sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muß hinausgehen und ihn besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der andere sprach: Ich habe 5 Joch Ochsen gekauft, und ich gehe jetzt hin, sie zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der dritte sprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam und sagte das seinem Herrn wieder. Da ward der Hausherr zornig und sprach zu seinem Knechte: Gehe aus bald auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast, es ist aber noch Raum da. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken wird.

Luther hat einmal in den Tischreden eine schwere Prophezeiung über Deutschland ausgesprochen, an die ich schon einmal bei einer andern Gelegenheit erinnert habe. Er hat gesagt: „Die Juden haben die Propheten getötet, Christus gekreuzigt und die Apostel verjagt. Aber bald darauf lag Jerusalem in Trümmern, und solche Zerstörung währt bis auf den heutigen Tag. Also wird es dem deutschen Lande auch gehen, das Gottes Wort jetzt auch verachtet. Ich halte, es werde eine große Finster-

nis folgen nach diesem Licht des Evangelii, also, daß man auch das Evangelium nicht wird öffentlich auf der Kanzel mehr hören, und danach wird bald der Jüngste Tag darauf folgen." Noch hat sich diese Weissagung Luthers über unser deutsches Volk nicht erfüllt, noch dürfen wir den Gedenktag der Reformation in der Kirche feiern, wenn wir auch manchmal den Eindruck haben, einer um den andern von den Sternen, die noch über unserm deutschen Volke leuchten, wolle erlöschen. Aber noch leuchten die Gottesworte, wie sie Luther verdeutscht hat, wie ein strahlender Himmel voll von Sternen über dem deutschen Elend. Wir dürfen nur emporschauen. Wir werden heute das Andenken der Reformation am besten feiern, wenn wir es machen wie ein Wanderer, der mit einer Last auf dem Rücken unter dem Nachthimmel dahingeht und dann einen Augenblick stillsteht, seine Last niedersetzt und emporschaut. Wir wollen die Bürde, die wir schleppen, einen Augenblick niedersetzen. Auch diejenigen unter uns, die die schwerste Last tragen, die Hausfrauen, denen es schwer wird, eine Stunde lang an etwas anderes als an die Preise der nächsten Woche zu denken, die Männer, die noch bis gestern Nacht nur Geldscheine gezählt haben. Wir wollen aufschauen in den strahlenden Himmel hinein, der sich über der deutschen Erde wölbt. Wir wollen die Worte anschauen, die schon leuchteten, ehe es eine deutsche Not gab, und die noch leuchten werden, wenn es keine deutsche Not mehr geben wird. Wenn wir die Augen erheben und in unser Evangelium hineinschauen, so sehen wir in einen Hochzeitssaal. „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohn Hochzeit machte." Gott macht ein

großes Abendmahl. Die Diener eilen hin und her. Die Lampen brennen im Saale. Es wird ein Fest vorbereitet. Leise eilen die Boten durch die dunklen Gassen, um einzuladen: Kommt, es ist alles bereit! Wir haben keinen Grund zum Verzweifeln, solange diese Einladung Gottes, dieses Evangelium der Reformation noch unter uns erklingt. Wenn auch der Boden unter unsern Füßen zittert und um uns alles stürzt und fällt, über uns ist der offene Himmel, und wir sind eingeladen, hineinzugehen. Selig sind, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind!

Was war denn diese wunderbare Botschaft Luthers, die damals die ganze Welt in Bewegung setzte? Wie war es möglich, daß dieser Mönch ohne Waffen, bloß mit der Bibel in der Hand, das deutsche Volk von der Fremdherrschaft befreite? Das Evangelium der Reformation läßt sich in zwei ganz einfache Wahrheiten zusammenfassen, die jedes Kind versteht, und an denen doch die Reifsten unter uns noch nicht ausgelernt haben.

1. Wir sind von Gott eingeladen; so, wie wir sind, dürfen wir zum Vater kommen. 2. Wir haben gar nichts anderes zu tun in diesem Leben, als diese Einladung anzunehmen und sie jeden Tag aufs neue anzunehmen.

## I.

Das kostbarste Wort in unserm heutigen Evangelium ist die Botschaft, die die Abgesandten Gottes durch alle Gassen der Welt tragen: Kommt, es ist alles bereit! Sie sagen es den Geladenen, und als diese abgelehnt haben, sagen sie es noch einmal den Armen, den Krüppeln und Blinden, den Lahmen.

„Sagt den Gästen", heißt es im Matthäusevangelium, „siehe, meine Mahlzeit habe ich bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles bereit: kommt zur Hochzeit!"

In einer alten Geschichte aus dem Norden wird von einer Mutter erzählt, deren Sohn auf See gegangen war. Er war verschollen und hatte der Mutter nie mehr auf ihre Briefe geantwortet. Aber, obwohl die Mutter zehn Jahre nichts mehr von ihm wußte, wartete sie doch, Nacht für Nacht, auf seine Heimkehr. Sie machte alles bereit, das Bett und die Scheite im Ofen, daß er sich wärmen könnte, wenn er durchnäßt zurückkehren sollte; und sie stellte in dem kleinen Häuschen am Strand, wo sie wohnte, jede Nacht ein kleines Lämpchen ans Fenster, daß er den Weg finden sollte, wenn er in dunkler Sturmnacht käme, und daß er gleich merken sollte: Ich werde erwartet!

Wir mögen noch so weit von Gott abgekommen sein und Gottes Einladungen jahrelang unbeantwortet gelassen haben, wir mögen noch so weit verschlagen sein von wilden Meeren, solange die Gnadenzeit währt, brennt auch für uns Nacht für Nacht das Licht am Strand der Heimat, das Licht, das uns sagt: Du wirst erwartet; es ist alles bereit! Wie du bist, so darfst du kommen. Es mag mancher unter uns sein, der keinen Freund auf dieser Welt hat, niemanden, der ihn wirklich liebt. Es gilt ja für unsere Zeit in besonderem Sinne das Wort: Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten. Aber auch in die trostlose Nacht eines einsamen Menschenherzens fällt immer noch ein Schimmer

von jenem Licht, das am Strand der Heimat brennt und uns sagt: Du wirst erwartet. Komm, es ist alles bereit. Wie du bist, so darfst du kommen.

Die große Liebe jener Mutter zeigte sich darin, daß sie nichts vergessen hatte. Sie hatte an alles gedacht, was der Sohn brauchen würde, wenn er todmüde, durchnäßt, schmutzig, verhungert spät in der Nacht heimkehren sollte. Es war alles bereit. Keiner von uns könnte jemals innerlich zur Ruhe kommen, wenn nicht Gott in seiner unbegreiflichen Liebe, die noch größer ist als Mutterliebe, alles getan hätte, was notwendig ist zu unserer Heimkehr. Wenn von unserer Seite noch irgend etwas hinzugefügt werden müßte, um die Tür zum Vater aufzuschließen, dann müßten wir verzagen. Das hatte Luther im Kloster erfahren. Wenn unsere Reue nötig wäre, um den Himmel aufzuschließen, oder Bußtränen über unser verfehltes Leben, dann müßten wir verzweifeln. Denn das ist ja unser Elend: wir können nicht mehr heiß bereuen, wie wir sollten. Wir sind zu kalt dazu. Wir können nicht mehr weinen, wie Petrus weinte, als er hinausging in die Nacht und weinte bitterlich. Wenn unser Glaube nötig wäre, um die Tür zu Gott aufzubrechen, so müßten wir verzweifeln. Denn das ist ja gerade unsere Not: wir können nicht mehr glauben, wie wir glauben sollten. Unser Glaube ist wie eine Lichtflamme, die vom Wind hin- und hergeweht wird. Wenn also von unserer Seite auch nur das Kleinste notwendig wäre, um die Tür zu öffnen in des Vaters Haus, dann könnte keiner von uns jemals innerlich zur Ruhe und zur Gewißheit kommen. Denn alles, was wir Menschen machen, bleibt immer unvoll-

ständig. Alle unsere Gefühle und Empfindungen wechseln jeden Augenblick. Wir müßten uns immer selbst den Puls fühlen und könnten nie aus der Angst herauskommen.

Aber Gott läßt uns sagen: Kommt, es ist alles bereit. Alles, was Gott tut, tut er ganz. Als er das Werk der Schöpfung vollendet hatte, ruhte er am 7. Tag und sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es trug das Gepräge der Vollendung. Und als der Sohn auf Golgatha das Haupt im Tode neigte, da hieß es zum zweiten Male: es ist vollbracht! Es war „alles vollendet, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn." „Mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden." Es ist alles vollbracht, was nötig war, daß ein Mensch wie ich und du, ein Mensch mit einer belasteten Vergangenheit, den Eingang finden kann in des Vaters Haus. Die Brücke über den tiefen Abgrund ist so fest gebaut, daß sie auch dann nicht schwankt und nicht bricht, wenn ein Mensch mit der ganzen Last eines verfehlten Lebens in der letzten Todesnot hinüberschreitet.

Hört die Einladung Gottes: Kommt, es ist alles bereit! Diese Einladung gilt aber nicht bloß für eine ferne Zukunft. Das würde uns wenig helfen. Das wäre nur ein Lichtschein am Horizont. Nein, die Boten gehen schon jetzt aus. Das Mahl ist schon jetzt bereit. Während wir leiden und kämpfen, dürfen wir schon jetzt beim Vater sein und zu Tisch sitzen in des Vaters Reich. Wie ist das möglich? Bei den Männern der Bibel bricht immer wieder mitten im Leiden die selige Gewißheit durch: Wir sind schon jetzt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Es heißt im 49. Psalm: „Gott wird meine Seele

erlösen aus der Hölle Gewalt, denn er hat mich angenommen." Paulus sagt mitten in seinen Leiden im Gefängnis: „Ich weiß, an wen ich glaube und bin gewiß, er kann mir bewahren, was mir beigelegt ist, bis an jenen Tag." „Ich bin gewiß", sagt er an einer andern Stelle, „daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist." Jesus sagt im Johannes-Evangelium: „Ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles; und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen." Und im 1. Joh.-Brief heißt es: „Wir wissen, daß wir aus dem Tod in das Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder."

Es ist ein unbegreifliches Wunder, daß sündige Menschen angesichts des Todes so etwas sagen konnten. Das ist der kostbarste Schatz der Kirche, der lange verschüttet war, bis ihn die Reformation wieder ans Licht hob: Wir schwachen Menschen können durch Gottes Erbarmen schon jetzt gewiß werden, daß wir für alle Ewigkeit vom Vater angenommen sind. Unsere evangelische Kirche ist arm, die römische Kirche ist reich, und alle Welt strömt ihr jetzt zu. Aber unsere arme Kirche hat immer noch diesen einen kostbaren Schatz: Gott macht sündige Menschen gewiß, daß sie für alle Ewigkeit beim Vater sein dürfen und macht sie dadurch unabhängig von allen menschlichen Priestern. Schon eine schwankende Möglichkeit kann ja uns Menschen zur Not über Wasser halten. Die schwache Hoffnung auf Genesung hält einen Kranken oft jahrelang aufrecht. Aber

Gott hat uns unendlich viel mehr gegeben. Wir können die selige Gewißheit bekommen: Gott hat meine Seele angenommen!

Ich weiß von einem jungen Deutschen, der in der Not der Erwerbslosigkeit in einer Stadt im Auslande von einer Firma zur andern lief, um eine Stelle zu bekommen. Ueberall wurde er als Deutscher abgewiesen. Endlich, als er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sagte der Chef eines guten alten Geschäftshauses, bei dem er sich zuletzt noch vorgestellt hatte, zu ihm: „Gerade wird eine Stelle bei uns frei; Sie können in 10 Tagen bei mir eintreten." Als er nach diesem Bescheid aus dem Kontor wieder auf die Straße trat, um in sein kleines Dachkämmerchen zurückzukehren, war eine Verwandlung mit ihm vor sich gegangen. Noch hatte er kaum zu essen und nichts zu heizen, aber er spürte den Hunger und die Kälte nicht mehr. Denn in seinem Herzen jubelte es wie Glockenklang: Er hat mich angenommen, nun ist es ja sicher, nun kann mir's niemand mehr rauben; was ich noch zu leiden habe, das ist ja alles klein, das läßt sich die kurze Zeit noch ertragen, denn nun bin ich ja geborgen: ich bin angenommen.

Geht es nicht auch uns so, wenn die Gewißheit in unsere Seele eingezogen ist: Gott hat mich angenommen. Ich darf schon jetzt in alle Ewigkeit beim Vater sein. Wir können mit einemmal ertragen, was vorher unerträglich war und uns zu Boden gedrückt hatte, das tägliche Gehetztsein, den Nebel, der auf der Zukunft unseres Volkes liegt. Denn das ist ja alles nur ein vorübergehender Zustand. Während wir nach Nahrungsmitteln laufen und arbeiten bis in die Nacht, lebt unser

Geist schon jetzt in der Welt der Vollendung. Wir sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen, wir haben einen ewigen Ruhepunkt gefunden. Wenn wir das haben, können wir nicht mehr verzweifeln, wir können zittern, aber wir können nicht mehr zusammenbrechen, auch dann nicht, wenn wir nicht wissen, wovon wir morgen mit unsern Kindern leben sollen. Denn das ist ja das einzige, was wir Menschen brauchen, um aufrecht zu bleiben: Wir müssen eine Ruhestellung haben, wohin wir wie eine abgekämpfte Truppe abends zurückkehren, wenn wir unser Abendgebet sprechen, und aus der wir morgens wieder hervorbrechen in den Kampf des Tages, wenn wir von unserm Morgengebet aufstehen. Wenn wir wissen: Niemand kann mich aus meines Vaters Hand reißen, dann haben wir einen Felsenboden unter den Füßen. Wir fürchten uns nicht mehr vor den Menschen. Wir sind ganz unabhängig. Wir sitzen schon jetzt an des Vaters Tisch. Das große Mahl im Hochzeitssaal hat schon begonnen, bei dem die unsichtbare Gemeinde Gottes mit dem Vater zusammen ist. Ununterbrochen strömt der Zug der Geladenen hinein in den Hochzeitssaal. Aus allen Heiden strömen sie zusammen. „Und es werden kommen vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und von Mittag, die zu Tische sitzen werden im Reiche Gottes." Das ist's, was wir feiern, so oft wir das heilige Abendmahl begehen. Wir leben schon jetzt so mit unserm Meister vereinigt, wie wir in Ewigkeit mit ihm vereint sein werden.

II.

Gott hat uns zu etwas Großem eingeladen. Das war das Erste, wofür wir am Reformationsfest danken dürfen. Das

Zweite ist: Wir haben gar nichts zu tun, als daß wir diese Einladung annehmen, daß wir sie alle Tage aufs neue annehmen. Warum haben die Geladenen in unserm Evangelium die Einladung des Königs nicht angenommen? Haben sie einen Haß gegen den König und seine Boten gehabt und wollten darum nicht mit ihm in Berührung kommen? Durchaus nicht, denn sie haben ja die Boten des Königs sehr freundlich aufgenommen. Jeder von den Geladenen sagt: „Ich bitte dich, halte mich für entschuldigt." Sie lassen also dem König sagen: Wir danken für die freundliche Einladung, wir bedauern außerordentlich, nicht Folge leisten zu können. Wir sind leider verhindert, unsere Zeit ist besetzt.

Oder haben die Geladenen ein Lasterleben geführt und wollten darum nicht vor das Angesicht des Königs kommen? Auch das ist nicht der Fall. Sie sind alle auf dem Weg der Pflicht und des Berufs. Wer einen Acker gekauft hat, für den ist es doch eine einfache Pflicht, danach zu sehen. Wer 5 Joch Ochsen gekauft hat, der hat doch die Pflicht, den Handel persönlich abzuschließen. Beim Viehhandel ist es nötiger als bei irgendeinem andern Handel, selbst dabei zu sein, damit kein Betrug vorkommt. Wer ein Weib genommen hat, der muß dann nach morgenländischer Sitte sich einer Reihe von Zeremonien unterwerfen. Es war unmöglich, in dieser Zeit irgendeine anderweitige Einladung anzunehmen. Es ist also auch nicht der Sündendienst, was diese Leute abhält, der Einladung zu folgen. Nein, sie sind alle auf dem Weg der Pflicht, sie sind dienstlich verhindert, sie sind amtlich abgehalten, sie haben geschäftlich zu tun.

Warum wird der König trotzdem zornig über diese höflichen Entschuldigungen? Es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn sie die Boten hinausgejagt hätten, wenn sie ihnen nachgerufen hätten: Wir verbitten uns diese königliche Einladung, wir brauchen überhaupt keinen König. Aber gerade in diesen kühlen, höflichen Entschuldigungen verriet sich deutlicher als in Schimpfreden, daß den Geladenen gerade das fehlte, worauf es Gott bei uns Menschen allein ankommt. Was fehlte ihnen denn? Nehmen wir einmal an, die Boten hätten nicht eine Einladung des Königs gebracht, sondern etwas anderes; sie hätten zum Beispiel gesagt: Eben werden Aktien angeboten, die schon übermorgen das Millionenfache wert sind, greift schnell zu, ihr könnt über Nacht reich werden. Dann hätte vielleicht der Viehhändler die gekauften Ochsen noch einen halben Tag beim Bauern stehen lassen und wäre zur Bank gegangen, und der Bauer hätte vielleicht mit der Besichtigung des Ackers noch einige Stunden gewartet. Und der junge Ehemann hätte selbst in der Zeit der Hochzeitsfeier sich eine Stunde freigemacht, um diese einzigartige Gelegenheit nicht zu versäumen. Es ist bei uns Menschen eine merkwürdige Sache mit dem Zeithaben. Wir Menschen haben ja alle im Grunde genommen nie Zeit, wir sind immer beschäftigt. Und doch, wenn etwas kommt, was wirklich wichtig ist, was uns wichtiger ist als alles andre, dann haben wir immer Zeit dafür. Darum macht uns Jesus gerade an diesem aus dem Leben genommenen Gleichnis so unübertrefflich klar, worauf es allein ankommt, wenn wir es mit einer Einladung Gottes zu tun haben. Gott kann nur Menschen brauchen, denen seine Einladung so wichtig

ist, daß ihnen alle Dinge dieser Welt, so wichtig und dringend und unaufschiebbar sie auch sein mögen, demgegenüber vollständig in den Hintergrund treten.

Das war es ja, was den armen Mönch Luther zum Befreier der Kirche gemacht hat. Es hat viel gelehrtere Männer gegeben als er war. Melanchthon war ein feinerer Geist, Calvin war ein größerer Denker. Es hat auch heiligere Menschen gegeben als Luther, Menschen, die weniger mit ihrer leidenschaftlichen Natur zu kämpfen hatten. Aber eins hatte dieser arme Mönch, was nur wenige hatten wie er. Die ganze Welt um ihn her war ihm gleichgültig und versank ihm in nichts, wenn er vor Gott stand und um Gott rang. Ob sein Leib auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder ob er am Leben erhalten werden sollte, ob er von den Menschen verhöhnt oder bewundert wurde, das war ihm alles ganz unwichtig, es trat alles ganz zurück hinter der einen Frage aller Fragen und Sorge aller Sorgen: Wann werde ich endlich einmal einen gnädigen Gott kriegen? Melanchthon schreibt einmal über Luther, er habe ihn in gesundem Zustand vier Tage hindurch durchaus nichts essen und trinken sehen. So vergaß er alles, selbst Essen und Trinken, über dieser einen Sorge. In der Klosterzelle fanden ihn die Freunde eines Tages ohnmächtig am Boden und konnten ihn nur durch leises Lautenspiel wieder aufwecken. So trieb ihn die Sorge um einen gnädigen Gott wochenlang umher, daß er zeitweise am ganzen Leib gebrochen war und seine Glieder zitterten. Dieser einfache Mensch glich in der Tat jenem armen Mann, von dem das Märchen erzählt, daß er nach seinem Tode zusammen mit einem reichen Mann zum Himmelstor

pilgerte. Und als es sich auftat und man die beiden fragte, was sie wollten, da wünschte sich der Reiche ein schönes Schloß und weiche Möbel und alle Tage Leckerbissen. Der Arme aber sagte: Ich will gar nichts als ein kleines Bänklein, um vor Gottes Thron zu sitzen und immer nur Gott anzuschauen und in alle Ewigkeit bei ihm zu sein. So hat dieser arme Mönch Luther nur den einen Wunsch gehabt, nicht von Gott verworfen zu werden. Er begehrte nur ein Bänklein, um vor Gott zu sitzen. Mit diesem Wunsch hat er an die himmlische Tür gepocht. Gott aber hat diesem armen Mönch aufgetan und hat ihn gesättigt mit den reichen Gütern seines Hauses und überschüttet mit Segen. „Gesegnet der Mann, der den Katechismus geschrieben hat", der uns alle von der Kindheit an begleitet bis zu dem Tag, da wir mit Luther beten, daß zuletzt, wenn unser Stündlein kommt, uns Gott in Gnaden aus diesem Jammertal zu sich nehme in den Himmel. Gesegnet der Mann, der den deutschen Choral wieder angestimmt hat, das Glaubenslied unserer Kirche, das selbst auf den Schlachtfeldern des Weltkriegs geklungen hat mit seinem weltüberwindenden Klang.

Wir alle können denselben Segen bekommen, den Luther hatte, denn Gott stößt auch heute noch keinen von uns hinaus, einerlei in welcher Verfassung wir sein mögen, wenn nur jenes Verlangen in uns ist, das in Luther lebte, wenn nur jene Sehnsucht unsere Seele füllt: Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?

Welch ein merkwürdiger Zug von Elenden strömt in den Hochzeitssaal, um sich an die reichbesetzten Tische zu setzen!

„Geh aus", sagt der König, „schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein." Und wie noch Raum da ist, sagt er zu seinem Knecht: „Geh auf die Landstraße an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde." „Warum dürfen diese Elenden herein, diese Brüder von der Landstraße, diese zerlumpten Gestalten, diese zweifelhaften Existenzen, diese Menschen mit einem verwüsteten Leben, mit einer zerstörten Vergangenheit? Warum werden diese den andern vorgezogen? Sie haben ja gar nichts aufzuweisen. Nein, aber sie haben eins, was in Gottes Augen wichtiger ist als alles andere. Als die Einladung kam, da war sie ihnen so wichtig, daß sie nicht einen Augenblick zögerten, sie anzunehmen. Als sie hörten: Wir sollen am Tisch des Königs speisen, da war das für sie etwas so ungeheuer Großes, etwas so unbegreiflich Herrliches, daß sie keinen Augenblick zögerten, sondern sich sogleich auf den Weg machten. Sie haben gar nicht überlegt, ob sie nicht lieber auf der Landstraße bleiben sollten. Sie waren trunken vor Freude über diese unerhörte Aufforderung und wußten gar nicht, wie sie danken sollten. Das ist es, worauf es auch bei uns allein ankommt. Wir mögen Arme, Lahme und Blinde sein, es mag uns vielleicht schwer sein zu glauben, alles versinkt uns immer wieder in Nebel, unser Leben ist vielleicht noch gar nicht in Ordnung, wir sind innerlich zerrissen und niedergeschlagen: aber wenn nur dieses Verlangen in uns ist, das in Luther lebte, dieser Durst nach Gewißheit, dieser Hunger nach Vergebung, dann werden auch wir aufgenommen in den langen Zug der Elenden, der Armen, der Lahmen

und Blinden, der durch alle Jahrhunderte hindurch zum Vater geht.

Wir stehen jetzt als evangelische Gemeinde mitten in einer Zeit, die dem Abgrund zueilt. Wir wissen nicht, wie lange wir noch Reformationsfest feiern dürfen. Nie haben wir es nötiger gehabt, den Felsenboden der Ewigkeit unter den Füßen zu haben, um nicht von den Fluten mitgerissen zu werden, um dem gewachsen zu sein, was uns noch bevorsteht. In dieser Zeit, in der alles schwankt, brauchen wir Menschen, die eine ewige Gewißheit in sich tragen, die wissen: Ich bin in alle Ewigkeit von Gott angenommen. Nur solche Menschen können heute ihren Mitmenschen ein Halt sein in dieser dem Abgrund entgegeneilenden Zeit. Gott gebe uns diese selige Gewißheit!

Wohl dem, den deine Wahl
beruft zum Abendmahl
im Reich Gottes!
Da ruht der Streit, da währt die Freud',
heut, gestern und in Ewigkeit.
Amen.

## Der Bräutigam kommt.

Matthäus 25, 1—13. Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen. Aber fünf unter ihnen waren töricht, und fünf waren klug. Die Törichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen nicht Oel mit sich. Die Klugen aber nahmen Oel in ihren Gefässen samt ihren Lampen. Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen. Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen. Da standen diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen. Die Törichten aber sprachen zu den Klugen: Gebt uns von eurem Oel, denn unsere Lampen verlöschen. Da antworteten die Klugen und sprachen: Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Krämern und kaufet für euch selbst. Und da sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Tür ward verschlossen. Zuletzt kamen auch die andern Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, tue uns auf. Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch: ich kenne euch nicht. Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.

Warum wird jeder Mensch, auch der leichtsinnigste, einen Augenblick still und nachdenklich, wenn er durch irgend etwas an sein Sterben erinnert wird? Was ist das Schwere am Sterben? Ich habe manche Menschen sterben sehen. Alte, die müde zur Ruhe gingen, und junge, deren Leben jäh abgerissen wurde. Aber der erschütterndste Eindruck war mir immer,

wenn einer, dem die Kräfte schwanden, noch etwas sagen wollte, etwas, was ihm sehr wichtig zu sein schien; aber er konnte nicht mehr, er konnte sich nicht mehr verständlich machen. Nie habe ich tiefer empfunden als in solchen Fällen, was Sterben bedeutet. Der Tod, das ist der Augenblick, da wir an unserm Lebenswerk nichts mehr ändern können, was nicht schon geändert ist. Wir können nichts mehr aussprechen, was nicht schon ausgesprochen ist. Wir können nichts mehr hinzufügen. Beim Erdbeben in Yokohama muß es einen besonders tiefen Eindruck auf alle gemacht haben, als man einen elektrischen Bahnwagen sah, dessen Insassen durch den elektrischen Strom plötzlich getötet waren, weil die Leitung zerstört war. Die Toten saßen alle regungslos da in der Haltung, die sie zuletzt eingenommen hatten. Einer streckte gerade ein Geldstück aus, um zu bezahlen. Ein anderer lachte, als ob er eben einen Scherz gemacht hätte. Ein dritter saß mit gefalteter Stirn in sich zusammengesunken mit träumerischem Gesichtsausdruck. Das ist ein Bild für unser aller Sterben. Wir werden alle so sterben müssen, wie wir zuletzt gelebt haben, in der inneren Stellung, in der wir zuletzt gewesen sind. Wir werden nichts mehr ändern können. Wenn wir aber so hineingehen müssen ins unbekannte Land der Ewigkeit, wie wir sind, dann gibt es für uns alle angesichts des Todes nur eine einzige Frage und Sorge, der gegenüber alle anderen Fragen vollständig in den Hintergrund treten. Es ist die Frage, die sich den Betern im Alten Testament aufdrängte, wenn sie an den Augenblick dachten, da sie vor Gottes Angesicht stehen werden: So du willst Sünden zurechnen, Herr, wer kann bestehen? Als Maleachi, einer der

letzten Propheten, an den Tag dachte, da der Herr zu seinem Tempel kommt, da kam ihm nur die eine bange Frage: Wer wird aber den Tag seiner Zukunft aushalten können, und wer wird bestehen, wenn er erscheinen wird? Und in der Offenbarung schaut der Seher einen Tag der großen Abrechnung Gottes, da die Menschen sagen werden zu den Bergen und Felsen: Fallet über uns und verbergt uns vor dem Angesicht des, der auf dem Stuhle sitzt. Denn es ist kommen der große Tag seines Zorns, und wer kann bestehen? Ach, möchten auch bei uns am heutigen Totensonntag alle andern Fragen, die wir ja doch nicht beantworten können, zurücktreten vor der letzten und wichtigsten Frage: Herr, wer wird bestehen?

Unser Evangelium ist eine Antwort auf diese Frage. Was uns in diesem Gleichnis Jesu am meisten zu denken gibt, was uns mit Bangen um uns selber erfüllt, das ist die ernste Tatsache: Von den Jungfrauen, die mit brennenden Lampen dem Bräutigam entgegengehen, kommen nur fünf in den Hochzeitssaal, die fünf anderen bleiben ausgeschlossen. Während drinnen das Mahl begonnen hat, stehen die fünf draußen in der Nacht und klopfen an das Tor und rufen sehnsuchtsvoll: Herr, Herr, tue uns auf! Aber die Tür bleibt verschlossen. Der Herr antwortet von drinnen: Ich kenne euch nicht.

Wer sind denn diese Ausgeschlossenen? Wir denken vielleicht, das sind Menschen, mit denen kein anständiger Mensch verkehrt, Menschen, um die Kirchgänger einen weiten Bogen herummachen, Einbrecher, Gewohnheitstrinker, Zuchthäusler, vorbestrafte Leute. Aber das wäre ein Mißverständnis. Es sind ja Jungfrauen, die mit brennenden Lampen dem Bräuti-

gam entgegengehen, also Menschen, die eine starke Sehnsucht nach Christus in ihrem Herzen haben. Sie können es gar nicht erwarten, bis er kommt. Sie haben ihre Lampen angezündet. Warum kommen sie dennoch nicht herein?

Die kleinen Oellampen im Orient waren nicht für langes Brennen eingerichtet. Man mußte darum, wenn sie nicht bald verlöschen sollten, immer ein Gefäß mit Oel mit sich führen, um nachzugießen. Das hatten die törichten Jungfrauen in ihrer Begeisterung vergessen. Daran hatten sie in ihrer Hochzeitsstimmung gar nicht mehr gedacht. Sie merkten es erst, als es zu spät war. Sie hatten nicht damit gerechnet, daß es bis Mitternacht dauern könnte. Darum waren sie in dem feierlichen Augenblick nicht da, als der Hochzeitszug unter Flötenklang und brennenden Fackeln in den Saal zog.

Dieses Schicksal der Ausgeschlossenen hat etwas Erschütterndes. Wie freudig waren sie ausgezogen im Chor der andern mit klopfendem Herzen dem Bräutigam entgegen, hatten ihre Lampen geschmückt und gewacht. Aber alles war umsonst. Warum? Weil im entscheidenden Augenblick ihre Lampen versagten. Was für eine ernste Sache ist es doch um das Menschenleben, wenn das möglich ist! Wir können also begeistert für Jesus gewesen sein, wir können jahrzehntelang viel geopfert haben, um Gott zu finden und unser Lebensziel zu erreichen. Wir haben vielleicht viel gebetet, auf vieles verzichtet, mit höchster Anstrengung gearbeitet; und doch ist alles vergeblich, weil wir zuletzt, als alles auf dem Spiel stand, bei der entscheidenden Probe versagt haben.

Jetzt nach dem traurigen Kriegsende ist es für uns immer

eine wehmütige Erinnerung, wenn wir an die Begeisterung, an den Kraftaufwand, an das Siegesglockengeläut im ersten Kriegswinter zurückdenken! Was wurden da für Opfer gebracht! Wieviel edles Blut wurde da vergossen! Wie wurde Tag und Nacht in den Munitionsfabriken gearbeitet! Wieviel Kriegsgedichte wurden gemacht, um die Stimmung hochzuhalten! Aber alles war vergeblich, weil zuletzt im entsprechenden Augenblick unsere Kraft versagte und unsere Lampen erloschen. Das ist das harte Gesetz des Lebens: Nur der überwindet, der zuletzt die entscheidende Probe besteht. Versagen wir da, dann ist alle Arbeit und Anstrengung vergeblich gewesen.

Wovon hängt also der Endsieg in unserem Leben ab? Nicht von den Sturmangriffen, bei denen die Schanzen im ersten Anlauf erstürmt werden. Diese Kampfbegeisterung ist etwas Herrliches, aber der Endsieg hängt von etwas anderem ab. Er hängt davon ab, ob unsere Seele die Ausdauer hat, um in den schweren, hoffnungslosen Stunden nicht zu ermatten. Als Jesus seine Jünger aussandte in die feindliche Welt hinein wie Schafe mitten unter die Wölfe, da sagte er ihnen Kampf und Verfolgung voraus. Er sagte ihnen: Ihr müßt gehaßt werden von jedermann um meines Namens willen. Aber dann fügt er das inhaltsschwere Wort hinzu: „Wer aber bis ans Ende beharrt, der wird selig." Und dann schaut Jesus in seinen letzten Reden in den großen Weltkampf hinaus am Ende der Tage. Er spricht in Worten, die manchmal an unsere Zeit erinnern, von der großen Trübsal: „Es wird sich empören ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere

und werden sein Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben hin und wieder; es werden sich viele falsche Propheten erheben und viele verführen." Und wieder sagt er dasselbe inhaltsschwere Wort: „Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig."

Aber wie bekommen wir die Kraft zum Ausharren? Einer der Naturforscher unserer Tage hat einmal gesagt: Der Mensch gleicht einer Lampe, die fortwährend Oel braucht, wenn sie brennen soll. Das Oel, von dem der Mensch gespeist wird, ist die Sonnenwärme. Die Flamme ist die Seele. Die Flamme der Seele brennt nur solange, als Oel zugeführt wird. Wir haben es in diesen Tagen zu unserem Schmerz erfahren, wieviel Wahres an dieser Anschauung ist. Daß wir keine körperliche Arbeit mehr leisten können, wenn wir hungern und frieren, das hatten wir ja immer gewußt. Aber das ist das Niederschmetternde, daß auch unsere Geisteskräfte schwinden, daß auch unser Glaubensmut erlahmt, daß auch unsere Gebetsfreude nur noch wie eine schwache Flamme brennt, wenn die Ernährung versagt. Mancher hat mir in diesen Tagen gesagt: Ich bin am Ende; ich habe mich lange aufrecht gehalten, aber nun geht es nicht mehr. Meine Reserven sind aufgezehrt, die Flamme meines Glaubens heruntergebrannt. Gibt es für einen Menschen, dessen Seelenkraft erloschen ist, noch eine Hilfe? Gibt es eine Möglichkeit, über diesen toten Punkt hinüberzukommen?

Als die Lampen der törichten Jungfrauen heruntergebrannt waren, da sprachen sie zu den klugen: Gebt uns von eurem Oel, denn unsere Lampen verlöschen. Aber das war unmöglich.

Kein Mensch kann dem andern etwas von seiner Glaubenskraft leihen, wenn die Flamme seiner Seele heruntergebrannt ist. Was helfen mir die Glaubenserfahrungen, die andere gemacht haben? Sie bringen mir nur meine innere Leere doppelt zum Bewußtsein. Gibt es für Menschen, deren Seelenkraft erschöpft ist, noch eine Möglichkeit, wieder in die Höhe zu kommen? Bei Menschen ist's unmöglich, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich. Das ist das Größte, was wir Menschen mit Gott erfahren, das Unbegreiflichste, was es gibt: Da wo wir mit unserer Macht zu Ende sind, wo unsere Seelenflamme bis auf den letzten Rest heruntergebrannt ist, da ist gerade der Punkt, wo Gott anfängt, mit unserer Seele zu reden. Nur der weiß, was beten heißt, der schon einmal in seinem Leben vor dem Nichts stand, und der dann, wie Luther vor dem Reichstag in Worms, sich in seiner völligen Hilflosigkeit auf Gott warf. Denn was heißt beten? Beten heißt vor dem Nichts stehen und seine Zuflucht nehmen zu dem grundlosen Erbarmen Gottes. Es ist uns, als müßten wir in eine bodenlose Tiefe stürzen, aber dann werden wir aufgefangen von den ewigen Armen. Fragt doch die alten Christen, die einen guten Kampf gekämpft haben, wie es ihnen möglich war, auszuharren. In ihrem Leben kam immer wieder ein Punkt, wie im Leben des Elia, als er in die Wüste hinausging und sich unter einen Wachholder setzte und bat, daß seine Seele stürbe und sprach: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele. Er war vollständig am Ende. Aber da, als er todesmatt zu Boden gesunken war, sah er um sich und siehe, zu seinen Häupten lag ein geröstet Brot und eine Kanne mit Wasser, und eine Stimme sprach zu ihm: Steh

auf und iß, denn du hast einen großen Weg vor dir. Diese Erfahrung des Elia ist das Einzige, was es uns möglich macht, auszuharren bis ans Ende. Das ist das Oel, durch das es möglich wird, daß die Flamme wieder brennt. Es ist nicht unsere Glaubenskraft, die uns aufrecht erhält, es ist nicht unsere Liebesflamme, die uns neu belebt, es ist nicht unser Gebetseifer. Das alles würde versagen. Nein, es ist die unbegreifliche Tatsache, daß gerade dann, wenn wir glauben in die Tiefe zu stürzen, uns die ewigen Arme aufnehmen. Wenn wir soweit sind, daß wir nicht mehr wissen, was wir beten sollen, dann hilft der Geist unserer Schwachheit auf und vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Wir erfahren es immer aufs neue im Gebet, was Gott den Frommen des alten Bundes verhieß: Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten. Im Propheten Jesaja wird die Menschenseele mit einem Adler verglichen, der mit Flügeln auffährt. Wenn dem jungen Adler im hohen Felsennest die Flügel gewachsen sind, dann wirft ihn der alte Adler aus dem Nest. Er glaubt ins Bodenlose zu stürzen. Dieser schwere, angstvolle Augenblick kann ihm nicht erspart bleiben. Aber dann merkt er, daß dieses unsichtbare Luftmeer, in das er hinabgefallen ist, trägt. Er braucht sich ihm nur anzuvertrauen. Auch unserer Seele sind Flügel gegeben, sie ist umgeben von einem unsichtbaren Meer von Gotteskräften. Aber damit wir das merken, muß der bange Augenblick kommen, da wir aus dem Nest geworfen werden und meinen, ins Bodenlose zu fallen. Dann erfahren wir es, daß wir umgeben sind von den unsichtbaren Kräften der Welt

Gottes. Wir kriegen neue Kraft und fahren auf mit Flügeln wie Adler.

Darum wollen wir, je trauriger die Zeiten werden, um so freudiger dem Herrn entgegengehen. Je höher die Wogen gehen, desto heller sollen unsere Lampen brennen. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über die Maßen wichtige Herrlichkeit. Jesus spricht in seinen letzten Reden von der Zeit der Not und des Unterganges. Auf Erden wird den Leuten bange sein, sagt er, und werden zagen, und das Meer und die Wasserwogen werden brausen, und die Menschen werden verschmachten vor Furcht. Aber gerade von dieser Zeit sagt er: Wenn aber dies anfängt zu geschehen, so steht auf und erhebt eure Häupter, darum, daß sich eure Erlösung naht. Wir wollen in diesen Tagen befolgen, was der Meister gesagt hat, wir wollen ausharren bis ans Ende, bis um Mitternacht, bis der Bräutigam kommt. Es naht der große Augenblick, da sich die Tore des Hochzeitssaales öffnen und der König einzieht unter Harfenklang und Jubelgesang, gefolgt von der großen Schar in weißen Kleidern, die gekommen ist aus großer Trübsal. O herrlicher Einzug! Brennt nicht unser Herz voll Sehnsucht, wenn wir daran denken? Es ist das Leiden eines ganzen Lebens wert, daß wir an diesem Einzug teilnehmen dürfen.

Wohlauf der Bräut'gam kömmt!
Steht auf, die Lampen nehmt!
Halleluja!
Macht euch bereit
zu der Hochzeit,
Ihr müsset ihm entgegengehn.
Amen.

# Die Weihnachtsbotschaft.

Epheser 1, 3—8. Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern, durch Christum. Wie er uns denn erwählt hat durch denselbigen, ehe der Welt Grund gelegt war, daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe. Und er hat uns verordnet zur Kindschaft gegen ihn selbst durch Jesum Christum nach dem Wohlgefallen seines Willens, zu Lobe seiner herrlichen Gnade, durch welche er uns hat angenehm gemacht in dem Geliebten; an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, nach dem Reichtum seiner Gnade, welche uns reichlich widerfahren ist, durch allerlei Weisheit und Klugheit.

Matthias Claudius hat einmal in ganz schlichten Worten gesagt, was wir an Christus haben: „Wer nicht an Christus glauben will", sagt er, „der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht, wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, dieweil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wirs lieber hätten." Damit ist in einfachen Worten das ausgesprochen, wofür wir am heutigen Weihnachtstage danken, wovor wir anbetend stehen. Wir alle, die es nach all den Feiern in Vereinen und Familien noch hierher gezogen hat, so verschieden wir sein mögen, so entgegengesetzt unsere Anschauungen sein mögen über alle andern Fragen des Lebens, wir

haben doch alle etwas Gemeinsames, was uns verbindet. Das ist nicht ein gemeinsamer Besitz, nein, eine gemeinsame Armut. Es ist die Armut, von der Matthias Claudius sagt: „Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, während wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen." Wir brauchen einen, zu dem wir sagen können: Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir! Und das können wir nur zu einem sagen. Es geht uns heute, wie es unsern Kämpfern im Kriege ging. Den Faust und den Zarathustra konnten sie bis dicht hinter die Front mitnehmen, bis zur letzten Aufnahmestellung, einige Kilometer hinter der Kampflinie. Aber im vordersten Graben, im Trommelfeuer von Verdun, wo es nicht mehr möglich war, einen zusammenhängenden Gedanken zu denken und ein Kunstwerk auf sich wirken zu lassen, da versanken alle Dichtungen und Menschengedanken. In diese vorderste Linie konnten sie nur einen mitnehmen, den, „der in den schwersten Stunden die größten Taten tut". Daß uns dieser eine geschenkt ist, der kann, was kein anderer kann, der bleibt, wenn alle andern versinken, das ist das Geschenk, für das der Apostel in unserer heutigen Epistel dankt: „Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum." Auch wir wollen anbetend stillstehen vor diesem Wunder und die beiden großen Tatsachen betrachten, vor die uns das Weihnachtsevangelium stellt.

1. Es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt.
2. In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewig Gut.

## I.

Die Weihnachtsbotschaft unserer Epistel beginnt mit den inhaltsschweren Worten: Er hat uns erwählt durch Christus, ehe der Welt Grund gelegt war. Das ist der ewige Felsengrund, auf dem die Weihnachtsbotschaft ruht. Wir sind mit einer ewigen Liebe geliebt. Gott hat uns schon in sein Herz geschlossen, ehe der Welt Grund gelegt war. Christus ist von Ewigkeit dazu bestimmt, das Haupt seiner Gemeinde zu sein, und wir sind von Ewigkeit dazu ausersehen, das Eigentum Jesu zu werden. Mit unseren Gedanken können wir diese ewigen Zusammenhänge nicht fassen. Immer wenn unser Geist vordringen will bis zu jenen letzten Quellen, wo der Strom der Zeit aus der Ewigkeit hervorbricht, stehen wir vor einem undurchdringlichen Geheimnis. Aber was unser Verstand nicht mehr fassen kann, was unser Denken übersteigt, das erfahren wir im Glauben. Das kommt uns auf eine geheimnisvolle Weise zum Bewußtsein, sobald wir unter die Gewalt Jesu kommen. Jeder von uns, der von Christus ergriffen wurde, macht dabei eine merkwürdige Erfahrung. Er merkt: das hat sich nicht erst jetzt entschieden, nein, hier kommt etwas zur Erfüllung, zu dem ich von Ewigkeit her bestimmt war. Ich habe meine Bestimmung gefunden. Wenn wir nach langem Widerstreben endlich nachgegeben und ihm die Macht über unser ganzes Leben eingeräumt haben, dann kommt jene tiefe Ruhe über uns, die jedes Wesen findet, wenn es in sein Element gekommen ist. Wenn am Meeresstrand ein Fisch ans Land gespült ist, zappelt er unruhig. Er kann nicht leben und nicht sterben. Sobald aber eine Welle kommt und ihn zurückträgt

ins Meer, ist er in seinem Element, für das er geschaffen ist, und schwimmt ruhig dahin. So geht es uns Menschen, wenn wir unter die Gewalt Jesu gekommen sind. Wenn wir auch nur etwas von unserem Leben ihm gegeben haben, wenn wir auch nur etwas von unserem Widerstand gegen ihn aufgeben und etwa im Gehorsam gegen ihn eine alte Feindschaft endlich begraben haben, dann merken wir schon, daß eine eigentümliche Ruhe über uns kommt. Es ist uns, als käme eine Welle und trüge uns zurück in unser Element, wo wir daheim sind. Wir fühlen uns umfangen von einem Leben, für das wir von Ewigkeit her bestimmt sind.

Ein Hindu, dem die Botschaft von Christus noch ganz unbekannt war, hatte zum erstenmal die Geschichte vom verlorenen Sohn gelesen. Da kam er erregt zu dem Missionar: „Wer ist der Mann, der das erzählt hat? Der Mann muß mich gekannt haben, er hat ja meine ganze Lebensgeschichte erzählt!" Viele Heiden haben diese merkwürdige Erfahrung mit Christus gemacht. Als sie sein Wort zum erstenmal hörten und seine Gestalt zunächst noch in dunklen Umrissen vor ihre Seele trat, ging es ihnen wie den Jüngern in Emmaus, als die geheimnisvolle Gestalt zu ihnen getreten war. Sie wußten nicht, wer es war, der da neben ihnen gegangen war, aber nachher, als sie es wußten, sagten sie zueinander: „Brannte nicht unser Herz, als er mit uns redete und uns die Schrift öffnete?"

Wir Menschen mögen machen, was wir wollen, um Jesus aus dem Wege zu gehen. Wir mögen aus der Kirche flüchten, wir mögen alles mit unserm Verstand zersetzen, was von

Christus überliefert ist, so daß nur noch ein Nebelgebilde übrig bleibt. Dennoch können wir den ewigen Zusammenhang nicht zerreißen, der uns mit ihm verbindet. Dieses Band ist stärker als wir und unser Widerstand. Wir sind dazu geschaffen, sein Eigentum zu sein, und immer, wenn uns sein Wort ins Gewissen trifft, müssen wir sagen: Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete?

II.

Staunend stehen wir am heutigen Tag vor diesen ewigen Zusammenhängen. Es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt. Aber wir könnten dieses ewige Erbarmen nicht fassen und nicht glauben, wenn nicht das zweite geschehen wäre, für das wir heute danken dürfen: In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewig Gut. Luther sagt einmal in einer Weihnachtspredigt: „Keine menschliche Kreatur kann Gott begreifen. Das ist die Ursache, daß er gedacht: Es ist umsonst. Ich bin ihr viel zu groß und zu hoch. Ich will mich klein genug machen, daß sie mich ergreifen und fassen kann. Ich will ihr meinen eingebornen Sohn geben in Niedrigkeit und Schmach. Das heißt ja klein werden und begreiflich." Warum können wir Gott nicht in seiner Herrlichkeit fassen und begreifen? Warum muß er klein werden und in Niedrigkeit kommen und Schmach, daß wir Menschen ihn begreifen können? Zwischen jenem ewigen Ratschluß der Liebe vor Grundlegung der Welt und dem jetzigen Zustand der Welt liegt etwas, etwas Trauriges, etwas, das alles verändert hat. Wir können den jetzigen Zustand der Welt nicht begreifen, die mörderischen Kriege, das Heer der Krankheiten, das Massensterben, den

tödlichen Haß, mit dem ein Volk das andere haßt, daß es selbst den kleinen Kindern des andern Volkes die Milch wegnimmt, die Mühsal, unter der selbst die Alten und Schwachen unter uns mit ihrer letzten Kraft ihr Brot verdienen müssen, bis sie zusammenbrechen. Wir können das alles nicht verstehen, wenn wir meinen, Gott habe gewollt, daß wir es so schwer haben. Nein, wir können uns in dieser Welt nur dann zurechtfinden, wenn uns die traurige Wahrheit aufgegangen ist, die auf den ersten Blättern der Bibel steht. Gott wollte, wir sollten glücklich sein. Wir aber machten uns elend. Wir sind alle abgewichen und haben das Paradies verloren. Darum mußte der Vater die harten Worte über die Menschenkinder sprechen: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist." Unser Verhältnis zu Gott ist zerstört. So oft wir Gott nahen wollen, fühlen wir: Es ist eine Wand da zwischen uns und ihm. Wir merken etwas von dem Cherub mit dem Flammenschwert, der uns den Zugang verwehrt. Es liegt ein Schatten auf unserem Leben, auf unserer Freude, auf allem, was wir tun. So oft wir in die blauen Augen eines Kindes sehen, ahnen wir das verlorene Paradies.

Aber auch diese Empörung des Menschen gegen Gott konnte das ewige Band nicht zerreißen, das uns mit dem Vater verbindet. So stark war dieses Band der Liebe. Ehe der Welt Grund gelegt war, hat er uns verordnet (vorherbestimmt) zur Kindschaft. Es hat uns schon als Kindern in der Schule Ein-

druck gemacht, als man uns die Geschichte erzählte von David und seinem Sohn Absalom, der sich gegen ihn empört hatte. Der Vater mußte sein Heer aussenden gegen den abgefallenen Sohn. Er mußte den Empörer seine starke Hand fühlen lassen. Dennoch konnte das Vaterherz nicht von dem Kinde lassen. Er versuchte das Aeußerste, um ihn zu retten. Und als es vergeblich war, ging er jammernd im Palast auf und ab: O Absalom, mein Sohn, mein Sohn, wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! Er wäre selbst jetzt noch, da der Sohn in unversöhnlichem Haß gegen den Vater gestorben war, imstande gewesen, sein Leben für ihn zu opfern. Das ist Vaterliebe. So ist Gott zu uns. Es wäre schon eine große Gnade gewesen, wenn er uns unreine Menschen trotz unserer Empörung am Leben gelassen hätte, wenn er uns genährt hätte wie die Vögel und die Blumen, wenn er seine Sonne hätte scheinen lassen über die Bösen und über die Guten. Aber er hat mehr getan, er hat uns noch etwas Größeres gegeben als seine Schöpfergaben. Was war dies Größere?

Franz von Assisi ritt einst als junger Ritter in glänzender Rüstung aus seiner Vaterstadt und traf eine Schar von Aussätzigen. Er wollte umkehren, aber da überwand er sein Grauen vor ihren unreinen Kleidern und ihrer ekelerregenden Krankheit und reichte ihnen Gaben von seinem Roß herab. Sie küßten den Saum seines Gewandes und sahen ihm dankbar nach. Es war etwas Großes gewesen, was er ihnen tat. Dennoch fand er dabei keine Ruhe. Das Elend der Ausgestoßenen griff ihm an die Seele. Er machte sich noch einmal auf den Weg, stieg herab von seinem Pferd, gab alles her, was er hatte, legte

seine prächtigen Rittergewänder ab und schenkte sie einem Bettler an der Straße und ließ sich von ihm seine schmutzigen Bettlerkleider geben und zog nun selber als Bettler durchs Land. Als er so wieder zu jenen Ausgestoßenen kam, da empfingen sie ihn als ihren Bruder, da glaubten sie, daß er sie wirklich lieb habe, daß er sich in nichts mehr von ihnen unterscheiden wollte und ihr ganzes Los auf sich nahm.

Leidende Menschen haben eben ein außerordentliches Feingefühl für echte Liebe. Es wird ihnen schwer, zu glauben, daß sie jemand wirklich liebt. Selbst wenn sie jemand mit Gaben überschüttet, so können sie es immer noch nicht glauben. Sie glauben es erst dann, daß sie geliebt werden, wenn jemand zu ihnen kommt und ihr ganzes elendes Los mit ihnen teilt und in wirklicher Gemeinschaft mit ihnen lebt. So geht es uns Gott gegenüber. Auch wir können es nicht glauben, daß er uns wirklich liebt und uns vergeben hat. Alle Gaben, die uns der Schöpfer gibt, der Blütenschnee des Frühlings, die wogenden Kornfelder, der goldene Ueberfluß des Herbstes, können unser zitterndes Gewissen nicht stillen. Wir küssen mit scheuer Dankbarkeit den Saum seines Gewandes. Wir bewundern seine Allmacht, aber wir wissen nicht, wie sein Herz zu uns steht. Da hat Gott noch mehr getan als das alles. Er hat noch Größeres gegeben. Er ist zu uns gekommen in Christo und ist unser Bruder geworden. Jesus hat unser schmutziges Bettlergewand angezogen und unser ganzes Menschenlos mit uns geteilt. Sind wir körperlich schwach, der Heiland war in Gethsemane so schwach, daß der Vater ihn für seinen Leidensgang noch besonders stärken mußte. Bist du todmüde und brichst unter

der Last deiner Aufgabe zusammen, er brach auf dem Weg nach Golgatha unter seinem Kreuz zusammen. Es war zu schwer für ihn geworden. Man mußte es ihm tragen. Nur weil wir ihn so vor uns sehen, als unsern Leidensbruder, der auch das Letzte mit uns geteilt hat, nur darum können wir es glauben, daß er wirklich Vollmacht hatte, zu einem Menschen mit einem zerstörten Leben zu sagen: Gehe hin in Frieden, dir sind deine Sünden vergeben. Vergebung der Sünden, in diesem Wort liegen ja alle Heilkräfte beschlossen für eine todkranke Welt. Die Macht der Vergebung ist die einzige Kraft, die auch ein zerrissenes Volk noch einmal verjüngen kann. Woher kommt es denn, wenn eine Familie im Streit liegt, wenn eine Ehe zerrissen ist, wenn Menschen einander das Leben verbittern? Es kommt immer daher, daß sie einander nicht vergeben können, daß einer dem andern eine alte Sache immer noch nachträgt. Woher kommt es denn, daß ein ganzes Volk sich in Parteihader verzehrt, während der Feind im Lande steht? Weil keine Vergebung da ist. Es gibt keine Zusammenarbeit von sündigen Menschen, die nicht auf Vergebung beruht. Vergeben kann aber niemand aus eigner Kraft. Wenn wir einander auch mit Worten vergeben, so haben wir die Bitterkeit nicht aus dem Herzen gerissen. Wir können ja die Erinnerung an das, was uns verwundet hat, nicht aus unserm Gedächtnis auswischen. Vergeben kann nur ein Mensch, der Vergebung empfangen hat. Vergeben können wir nur, wenn wir unsere eigene Erbärmlichkeit gesehen haben und zum Gnadenthron gegangen sind und das Wort Jesu gehört haben: „Dir sind deine Sünden vergeben. Gehe hin

in Frieden", dieses Heilandswort, das die ganze Seligkeit in sich schließt.

Liebe Freunde, wir stehen heute dankend als große feiernde Festgemeinde vor dem, der arm ward um unsertwillen, daß wir durch seine Armut reich würden. Aber auf die gemeinsame Feier, die wir hier miteinander gehalten, muß eine einsame Feier folgen, die jeder von uns in der Stille hält. In einer alten Weihnachtslegende aus der Zeit der Kreuzfahrer wird erzählt, wie die Ritter gemeinsam die Mauern der heiligen Stadt erstiegen und die Fahne des Kreuzes aufrichteten. Dann aber legten die Kreuzfahrer ihre Rüstungen ab und stiegen einzeln in Büßermänteln hinunter in die Grotte der heiligen Grabeskirche, und jeder entzündete seine Kerze an der Flamme, die dort vor Christi Grab brennt. So können auch wir gemeinsam die Höhen ersteigen. Dann aber muß jeder von uns einsam hinabsteigen und das Licht seiner Seele entzünden an der heiligen Flamme, die im Stall zu Bethlehem brennt. Nur so können wir das brennende Herz bekommen, das wir brauchen, wenn Kräfte der Erneuerung von uns ausgehen sollen, Kräfte der Vergebung für unser zerrissenes Volk. Gott gebe jedem von uns in diesen Tagen nach all den gemeinsamen Feiern eine stille Stunde, da wir unsere Seelen neu entzünden an der ewigen Flamme, eine Stunde mit Jesus allein, da wir vor ihm stehen und anbetend zu ihm sagen:

O daß mein Sinn ein Abgrund wär
und meine Seel ein weites Meer,
daß ich dich möchte fassen!
Amen.

# Das Weltgericht.

Römer 2, 1—11. Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtet, denn worinnen du einen anderen richtest, verdammst du dich selbst; sintemal du eben dasselbe tust, das du richtest. Denn wir wissen, daß Gottes Urteil ist recht über die, die solches tun. Denkst du aber, o Mensch, der du richtest die, so solches tun, und tust auch dasselbe, daß du dem Urteil Gottes entrinnen werdest? Oder verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Du aber, nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen, häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes, welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken: Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; aber denen, die da zänkisch sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit, Ungnade und Zorn; Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses tun, vornehmlich der Juden und auch der Griechen. Preis aber und Ehre und Friede allen denen, die da Gutes tun, vornehmlich den Juden und auch den Griechen. Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott.

Ueber dem Eingangstor der alten Dome aus dem Mittelalter sehen wir noch heute vielfach ein in Stein gehauenes Weltgericht. In der Mitte der hohe Richterthron, zu seiner Linken der Sturz der Verdammten, zu seiner Rechten der Jubel der Seligen. Wer zu dem Gnadenbild gelangen wollte, mußte immer zuerst unter diesem ernsten Bilde hindurchschreiten. Das zweite Kapitel des Römerbriefs, aus dem unsere Epistel

genommen ist, gleicht diesem Eingangstor. Es ist wie das in Stein gehauene Bild von dem Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes. „Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses tun, vornehmlich der Juden und auch der Griechen; Preis aber und Ehre und Friede allen denen, die da Gutes tun, vornehmlich den Juden und auch den Griechen. Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott." Wir möchten gerne so schnell wie möglich durch dieses Eingangstor hindurchschreiten und weiter eilen zu dem herrlichen dritten Kapitel im Römerbrief von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben, diesem weltgeschichtlichen Kapitel, das schon einmal eine Befreiung des deutschen Volkes aus der Fremdherrschaft herbeiführte, als es der Mönch Luther in der Klosterbibel in Erfurt wieder entdeckte. Aber in der Bibel darf kein Kapitel überschlagen werden. In Gottes Schule darf kein Schuljahr übersprungen werden. Sonst rächt sich's fürs ganze Leben. Wir müssen heute stille stehen vor diesem Eingangstor mit seinem ernsten, wie in Stein gehauenen Bilde. Wir müssen vom Gericht Gottes miteinander sprechen.

Wir sehen: Gottes Gericht ist die tiefste Angst von uns Menschen, solange wir davor fliehen wollen. Aber dies Gericht verwandelt sich in Gnade, wenn wir uns darunter beugen.

## I.

Es gibt etwas, wovor wir alle zittern, wovor sich auch die Tapfersten unter uns fürchten. Nicht der Tod. Mit dem hat es mancher unter uns schon aufgenommen. Wir sind ein hartes Geschlecht geworden. Es gibt Männer genug unter uns, die mit der Tat bewiesen haben, daß sie den Tod nicht mehr fürchten.

Auch die Qual der Krankheiten, von denen wir heute mehr als je bedroht sind, ist nicht das, wovor wir zittern. Furchtlos gehen unsere Krankenschwestern der Ansteckungsgefahr entgegen, der sie täglich ausgesetzt sind. Sie sagen sich: einmal müssen wir ja doch sterben; es gibt nichts Schöneres, als sich im Dienst der leidenden Mitmenschen den Tod zu holen.

Dennoch gibt es etwas, wovor auch die Tapfersten unter uns beben. Ich weiß von einem ganz unbescholtenen Mann, dessen Blick fiel einmal wie zufällig auf das Wort in der Bibel: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi. Da wurde er aufgeregt: „Ist das wirklich so", fragte er, „daß auch wir anständigen Menschen, auch wir Bekehrten noch einmal vor ein Gericht gestellt werden, bei dem alles an den Tag kommt, was wir während unseres ganzen Lebens gedacht und getan haben? Das ist ja furchtbar!" Wir leben ja alle in einer wohltuenden Verborgenheit. Während wir hier nebeneinander in der Kirche sitzen und nebeneinander im Haus und in der Werkstatt arbeiten, sehen wir einander glücklicherweise doch nur von außen. Unser innerer Mensch mit seinen Gedanken und Leidenschaften ist von einer schützenden Hülle umgeben. Niemand kann uns ins Herz sehen. Keiner kann unsere Gedanken lesen. Keiner kann unsere inneren Kämpfe bobachten. Es ist gut, daß es so ist. Es ist ein Glück, daß die argen Gedanken und unreinen Gefühle, die manchmal in uns aufsteigen, wenigstens verborgen bleiben, daß sie nicht sofort ansteckend wirken. Es ist eine Wohltat, daß unsere Kinder nicht sehen, was manchmal in den Herzen von uns Erwachsenen vor sich geht. Es ist eine Gnade, daß es dabei zugeht wie bei gewissen Gerichts-

verhandlungen, die „unter Ausschluß der Oeffentlichkeit" stattfinden.

Aber nun redet unsere Epistel von einem Tag der Offenbarung. Gott, der in seiner Weisheit diese Schutzdecke der Verborgenheit um uns gelegt hat, wird sie einmal wegnehmen. Wir müssen einmal alle offenbar werden. Alle Hüllen werden fallen. Alle Masken werden heruntergerissen. „Der Herr wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbaren." Schon im Alten Testament sehen die Propheten immer deutlicher und deutlicher den Tag des Zorns wie ein Gewitter über die Welt heraufziehen, diesen Tag, an dem alles restlos aufgedeckt wird.

Der schweizerische Schriftsteller Zschocke hatte die merkwürdige Gabe, daß er dann und wann, wenn er einem fremden Menschen ins Auge sah, wie durch ein zweites Gesicht in dessen Vergangenheit lesen konnte. Einmal saß er im Wirtshaus einem Geschäftsreisenden gegenüber, den er noch nie gesehen hatte und sagte plötzlich vor allen Anwesenden zu ihm: „Soll ich Ihnen etwas aus Ihrem Leben erzählen?" „Bitte erzählen Sie nur; Sie kennen mich ja gar nicht", sagte der Angeredete. Da fing Zschocke an, ihm einen Kassendiebstahl bis in alle Einzelheiten zu erzählen, den jener begangen hatte und von dem niemand etwas erfahren hatte. Der Geschäftsreisende wurde bleich, nahm seinen Koffer und flüchtete aus dem Zimmer. Er fürchtete, Zschocke könnte noch mehr erzählen und noch mehr aufdecken. Wer von uns möchte nicht auch flüchten, wenn hier jemand in diesem Raum wäre, der anfinge, in unserer Vergangenheit zu lesen und eins nach dem andern aufzudecken?

Uns alle befällt eine leise Angst schon bei dem bloßen Gedanken, daß es wahr sein könnte, was in der Bibel steht: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi."

Kein Wunder, daß wir Menschen alle möglichen Versuche machen, der Angst vor dieser Enthüllung zu entrinnen. Leichtsinnige Menschen stürzen sich in Gesellschaft und betäubende Freuden, um diese heimliche Angst zu vergessen, die auf dem Grunde ihrer Seele wohnt. Sie gehen allem aus dem Weg, was an den Tod erinnert, damit diese Angst nicht über sie kommt. Sie vermeiden es, allein bei Nacht an einem Friedhof vorbeizugehen. Sie schrecken zusammen, wenn im Dunkeln etwas raschelt. Diese Angst vor Nacht und Einsamkeit kommt immer von einem friedlosen Gewissen. Aber auch die ernsten Menschen haben ein Mittel, um dem Gericht Gottes zu entfliehen; und das ist das, wovon der Apostel hier redet. Sie meinen, sie könnten dem Urteil Gottes dadurch entrinnen, daß sie sich selbst auf den Richterthron setzen und über andere urteilen. Wie verdorben ist die Jugend in unseren Städten, sagen sie, wieviel besser waren wir, als wir jung waren! Wie gemein ist es, daß Menschen sich heute betrinken können und auf Kosten anderer prassen, während die Menschen um sie herum hungern, daß sie Geld ausgeben, um sich zu maskieren für Fastnachtsvergnügungen, während andere nichts anzuziehen haben! Diese Urteile mögen wahr sein. Wir wissen, daß „Gottes Urteil gerecht ist über die, die solches tun." Aber wenn wir meinen, wir könnten selber Gottes Gericht entrinnen, indem wir uns in einen auserlesenen Kreis zurückziehen und über die schlechte Welt schelten, so irren wir uns

sehr. „Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du auch bist, der da richtet. Denn worin du einen andern richtest, verdammst du dich selbst, sintemalen du eben dasselbe tust, was du richtest." Wir entrüsten uns über die Sünden anderer. Aber wir vergessen dabei, daß wir auch unser eigenes Leben nicht herausnehmen können aus dem großen Zusammenhang der Sünde unseres Volkes. Wir vergessen, wieviel schlimme Einflüsse, vielleicht ohne daß wir es wußten, auf andere Menschen von uns ausgegangen sind. Ein einziges giftiges Wort, das wir vor 20 Jahren zu einem Menschen gesagt haben, dessen wir uns gar nicht mehr erinnern, hat vielleicht in ihm weitergefressen wie ein Gift. Es hat einen Funken in ihn hineingeworfen, der einen ganzen Wald angezündet hat. Eine kalte Ablehnung, durch die wir einen Menschen von uns weggestoßen haben, der unsere Freundschaft suchte, hat diesem vielleicht einen Stoß gegeben, daß er den Halt verlor und seitdem tiefer und tiefer sank. Ein Versäumnis an einem jungen Menschen, der uns als Schüler oder Lehrling anvertraut war, und den wir im entscheidenden Augenblick, damals, als es noch nicht zu spät war, nicht rechtzeitig gewarnt und vom Abgrund zurückgerissen haben, hat uns, ohne daß wir es wissen, zum Mörder an der Seele eines Menschen gemacht. Es ist gut, daß wir nicht alles wissen, was wir in unserm langen Leben schon angerichtet haben. Wir konnten sonst vielleicht keine Nacht mehr schlafen. Drohende Fäuste würden sich von allen Seiten gegen uns ballen: Du bist schuld, daß ich auf die schiefe Ebene kam! Du warst der einzige, der mich damals hätte warnen können! Du hast mich in den Abgrund geschleudert!

Nein, wir haben keinen Grund, über Räuber und Mörder zu Gericht zu sitzen. „Denn, worin du einen andern richtest, verdammst du dich selbst, sintemalen du eben dasselbe tust, was du richtest."

II.

Damit ist uns aber der letzte Ausweg abgeschnitten. Wir können dem Gericht Gottes nicht entrinnen. Und ist es nicht ein törichtes Unterfangen, daß wir überhaupt den Versuch machten, Gott davonzulaufen? Wir können ihm ja doch nicht entgehen. Wir sind ja ganz in seiner Gewalt. „Denkst du, o Mensch, daß du dem Urteil Gottes entrinnen werdest?" O, daß wir das endlich einmal eingesehen hätten, o, daß wir den letzten Versuch aufgeben würden, Gottes Gericht zu entfliehen! Dann würde eine große Veränderung in unserm Leben eintreten.

Neulich wurde in den Zeitungen von einem Mörder berichtet, mit dem vor seiner Hinrichtung eine merkwürdige Verwandlung vor sich gegangen war. Während einer durch Monate sich hinziehenden Gerichtsverhandlung hatte er zunächst alles getan, um das Gericht zu täuschen, um seine Tat zu vertuschen. Mit einem mal trat eine Wendung ein, und er stellte sich mit seiner ganzen Person auf die entgegengesetzte Seite. Er wollte gerichtet werden. Er wollte, daß die Sache bis auf den letzten Rest aufgedeckt und mit der ganzen Strenge des Rechts geahndet werde. Er nahm seine ganze Schuld auf sich. Er empfand es als Gnade, daß es Gerichte gibt, die alles aufdecken. Er dankte seinen Richtern vor seinem Tode und stieg mit einem lauten Bekenntnis zu seiner Schuld und einem

gläubigen Aufblick zu Gottes Gnade auf das Schafott. Er wollte, die ganze Oeffentlichkeit sollte davon erfahren, daß alle jungen Menschen sähen, wohin es führt, wenn man sich schon auf der Schule durch schlechte Kameraden zu kleinen Diebstählen verführen läßt.

Wenn wir von einem solchen Fall hören, so empfinden wir deutlich: so wie dieser Verbrecher zum menschlichen Gericht stand, so müßten wir zu Gottes Gericht stehen, dann hätte dieses Gericht seine Schrecken für uns verloren. Das wäre die große Wendung in unserem Leben. Wir müßten mit unserer ganzen Person auf Gottes Seite treten gegen uns selbst, gegen unser eigenes Herz. Wir dürften nicht mehr flüchten vor diesem Flammenauge, das uns so unheimlich ist, vor dem Scheinwerfer der Ewigkeit, der beständig auf unser Leben gerichtet ist. Nein, wir müßten dem Licht entgegengehen, es müßte unser eigener Wunsch sein, uns durchleuchten zu lassen bis auf den Grund, einerlei, was daraus werden mag, wenn nur Gott zu seinem Rechte kommt. Gott muß uns so groß werden, daß wir nur den einen Wunsch haben, daß sein heiliger Wille zur Vollendung kommt, einerlei, was dabei aus uns wird, auch wenn wir darüber zugrunde gehen müßten. Es muß uns gehen wie dem Beter im 139. Psalm. Erst flieht er vor Gott: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?" Er ist wie ein Wild, das vor seinem Verfolger flüchtet. Aber dann mit einem Male kehrt er um. Er geht dem richtenden Gott entgegen, und am Schluß betet er: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe und erfahre, wie ichs meine, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin."

Von Natur sind wir alle auf der Flucht vor Gott. Aber wie kommen wir zu dieser Umkehr, die das Gericht Gottes in einen Sieg Gottes über uns verwandelt? Das führt uns auf das gewaltigste Wort in unserer Epistel: „Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Umkehr führt?" Dies Wort ist wie ein erster Strahl der Gnade mitten in diesem dunklen Gerichtskapitel. Es ist, wie wenn die Sonne durch die Wolken bricht. Wie sollen wir dieses Wort verstehen? Wir müssen uns den Zusammenhang deutlich machen. Paulus spricht hier mit Menschen, die sicher geworden sind, weil man ja gar nichts von Gottes Gericht merkt. Solche Menschen gibt es heute noch mehr als damals. Wenn es einen Gott gäbe, sagen sie, so hätte er dreinschlagen müssen, als Frankreich schwarze Soldaten auf unsere Frauen und Mädchen losließ und deutsche Männer in afrikanische Kolonien verschleppte. Wenn es einen Richter im Himmel gäbe, dann müßte er Feuer und Schwefel regnen lassen über gewisse Stadtviertel unserer Großstädte, die Ansteckungsherde sind, von denen das Gift in tausende von Familien getragen wird. Aber was tut Gott? Er läßt seine Sonne scheinen über die Bösen und über die Guten und regnen über Gerechte und Ungerechte. Den Menschen, die die Not des Vaterlandes ausgenutzt haben, um Riesengewinne zu machen, geht es ganz ausgezeichnet. Gott läßt sie von seinen Schöpfergaben leben. Diese Güte Gottes ist es, was die Gottlosen so sicher gemacht hat, und das war von alters her das große Rätsel für die Gläubigen. Wie löst sich dieses Rätsel? Der Apostel sagt zu den sicheren Menschen: „Oder verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß dich

Gottes Güte zur Buße leitet? Du aber nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes." Also dieses Schweigen Gottes, das die gottlosen Menschen so sicher macht, dieses Zurückhalten seines Gerichts, das ist in Wahrheit Gottes unbegreifliche Güte. Gott hat den Tag des Zorns und der letzten Entscheidung noch eine Zeitlang aufgeschoben. Warum? Nicht weil er schwach wäre, weil es ihm mit dem Gericht nicht ernst wäre. Nein, er will uns Raum geben zur Umkehr.

Wer einmal ein Erdbeben mitgemacht hat, der kennt das eigentümliche Gefühl, wenn ein erster leichter Erdstoß erfolgt ist und dann eine Pause eintritt. Man weiß, es kommt ein zweiter Stoß; dieser ist meist viel schwerer und gefährlicher als der erste. Vielleicht stürzen dann alle Häuser zusammen. Aber zunächst ist eine Pause eingetreten, und diese Pause, die uns vergönnt ist, schafft eine kostbare Gelegenheit. Sie macht es uns möglich, daß wir uns retten, daß wir uns ins Freie stürzen und vielleicht am Leben bleiben.

Gott gibt uns eine solche kostbare Pause, ehe er zum letzten Schlage ausholt. Noch ist Gnadenzeit. Es ist die Langmut Gottes, die uns diese Entscheidungszeit gibt. Daß er noch nicht dreinschlägt, daß er die Sonne heute noch einmal aufgehen ließ über Böse und Gute, daß er seinen blauen Himmel noch einmal ausspannt über diese Welt, die sich nicht um ihn kümmert. Es ist eine Langmut Gottes, daß wir dies leibliche Leben noch haben. Unser Körper mag schwach und müde sein. Aber wir leben doch noch. Wie kostbar jeder Lebenstag ist, das weiß

nur der, der schon einmal vor dem gewissen Tode gestanden hat. Wir mögen krank und elend sein, aber wir können doch noch sprechen. Wir können noch Menschen eine Freundlichkeit erweisen. Wir können noch um Verzeihung bitten. O lieb', solang du lieben kannst! Mancher unter uns gleicht vielleicht dem Feigenbaum im Gleichnis. Drei Jahre hatte Gott Frucht gesucht an diesem Feigenbaum und fand sie nicht. Gott hat vielleicht schon seit langer Zeit immer wieder durch Menschen und Verhältnisse uns auf einen bestimmten Punkt in unserm Leben aufmerksam gemacht, der anders werden muß, wenn Frucht aus unserer Arbeit hervorgehen soll. Wir haben diese leise Stimme immer wieder übertäubt und sind ihr ausgewichen. Hau ihn ab, sagt der Weingärtner, was hindert er das Land? Aber Gott hat die Geduld noch nicht verloren. Er schreibt auch über das neue Lebensjahr, in dem wir stehen: „Laß ihn noch dieses Jahr, daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen. Wo nicht, so haue ihn darnach ab." Diese Geduld Gottes, mit der er immer noch einmal um uns gräbt und uns bedüngt, das ist ja das einzige, was auch das härteste Herz noch zur Buße zu bringen vermag. Denn ein Menschenherz kann ja nicht durch Härte und Gewalt zur Umkehr gebracht werden. Das weiß jeder, der mit Kindern zu tun hat. Zwang reizt nur zur Opposition. Aber auch weiches Nachgeben hilft nicht. Das bestärkt nur in der Sünde. Es gibt nur ein Mittel, das auch ein hartes Herz zur Umkehr bewegen kann, und das ist das, was Gott mit uns tut. Das ist der wunderbare Weg, den Gott mit der Welt eingeschlagen hat. Der Allmächtige, dessen unerbittlichem Gericht wir entgegen-

gehen, vernichtet uns nicht, sondern umgibt uns mit Güte. Ehe er zu seinem letzten furchtbaren Schlage ausholt, ehe er im Gericht zu uns kommt, ist er zuerst in einer andern Gestalt zu uns gekommen. Er ist in Güte gekommen in seinem Sohn. Er ist unser Bruder geworden, der uns mit sich selbst versöhnt. Wie einladend klingt es und doch wie ernst im Hinblick auf die Todesgefahr, in der wir schweben, wenn Jesus sagt: Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie die Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Daß der unerbittliche Gott, den wir im Gewissen spüren, so zu uns kommt, das ist das einzige, was vielleicht auch ein kaltes Herz zur Umkehr bringen kann.

Wollen wir nicht die sinnlose Flucht vor Gott aufgeben und uns durch Gottes Güte zur Buße leiten lassen? Keiner von uns wird ja dem Tag des Zorns entgehen. Wir müssen alle offenbar werden. Wir leben in der großen Pause vor dem letzten Erdstoß. Jeder Tag ist kostbar. Die Welt taumelt dem Gericht entgegen. Es ist wie in den Tagen Noahs: sie freiten und ließen sich freien, bis der Tag der Sintflut hereinbrach. Wir aber wollen diese sinnlose Flucht vor Gott nicht mitmachen. Wir wollen auf die Seite Gottes treten gegen unser eigenes Herz und dem Licht entgegengehen. Es soll unser Gebet werden in dieser ganzen Arbeitswoche:

Entdecke alles und verzehre, was nicht in deinem Lichte rein,
Wenn mir's gleich noch so schmerzlich wäre, die Wonne folget nach der Pein.
Du wirst mich aus dem finstern Alten
In Jesu Klarheit umgestalten.

Amen.

# Die Urgemeinde.

Apostelgeschichte 2, 42—47. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam auch alle Seelen Furcht an; und geschahen viel Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig waren worden, waren beieinander, und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie, und teileten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war. Und sie waren täglich und stets beieinander einmütig im Tempel, und brachen das Brot hin und her in Häusern, nahmen die Speise, und lobeten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen, und hatten Gnade bei dem ganzen Volk. Der Herr aber tat hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeine.

In diesen schlichten Worten wird ein weltgeschichtliches Ereignis erzählt, die Geburtsstunde der Kirche. Wenn wir diesen Bericht von der Entstehung der Urgemeinde lesen, so ist es uns, wie wenn wir bei einer Wanderung durch Felsen und Gebüsch an die Stelle hinaufgestiegen sind, wo im Waldesdunkel die Quelle eines großen Stromes entspringt. Drunten in der heißen Talebene, wo der Strom in großen Windungen dahinschleicht, ist er trüb und schmutzig geworden. Er treibt Mühlen und Fabriken, die Abflüsse der Industrie sind hineingeflossen. Aber hier oben am Ursprung, da bricht er noch ganz rein und quellfrisch aus der Tiefe der Berge. Im Bericht der Apostelgeschichte ist noch etwas von dem feuchten, frischen Hauch, der um eine Quelle im Waldesdunkel her ist. Wir werden an Goethes

Wort erinnert: „Seht, den Felsenquell, Freudehell wie ein Sternblick; Ueber Wolken nährten seine Jugend gute Geister Zwischen Klippen im Gebüsch."

Aber ist es nicht wie die wehmütige Erinnerung an ein verlorenes Paradies, wenn wir heute etwas vom Hauch der ersten Gemeinde spüren, in der die Menschen im Drang der Liebe ihre Güter und Habe verkauften und überall Zeichen und Wunder durch die Apostel geschahen? Sind das nicht „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", der an die Zeit seiner ersten Liebe zurückdenkt? Damals war alles noch quellfrisch, jetzt ist die Kirche zu einem breiten, trüben Strom angeschwollen, der menschliche Fabriken treibt, in den trübe Nebenflüsse eingemündet sind; politische Interessen, Verwaltungsfragen, Geldsorgen, Bekenntnisstreitigkeiten haben sich eingemischt. Aber dieser Schmerz über die verlorene Jugend der Kirche soll nicht das letzte sein, was uns beim Lesen dieses Wortes bewegt. Dieses Schriftwort will uns etwas viel Größeres sagen. Ja, wenn die Urgemeinde eine Bewegung wäre, die Menschen gemacht haben, dann könnten wir trauern, daß auch hier die menschliche Begeisterung wie eine Flamme auflodert und wieder zusammensinkt. Aber, was am Pfingsttag geschehen ist, das ist nicht von Menschen gemacht worden. Gott hat die Gemeinde geschaffen. Der lebendige Herr hat sie gesammelt. Alles, was Gott schafft, das hat ewige Jugend und ist unabhängig vom Wandel der Jahrhunderte. Das ist die große Tatsache, vor der wir anbetend stille stehen wollen.

1. Gott hat in diese kalte Welt seine Gemeinde für alle Zeiten hineingestellt als eine leuchtende und wärmende Macht.

2. Wir alle können den Eingang finden in diese Gottesgemeinde.

I.

Es ist nicht ein verlorenes Paradies, von dem die Apostelgeschichte hier redet; nein, diese Gemeinde Gottes ist heute noch unter uns als eine lebendige Wirklichkeit. Die Gemeinde, die Gott am Pfingsttag schuf, deckt sich nicht mit irgendeiner der organisierten Kirchen und Sekten, die wir haben. Alle diese Organisationen, so gut und notwendig sie sind, sind doch nur das irdische Gefäß für den göttlichen Inhalt, das Strombett, durch das der heilige Strom braust, das Baugerüst für den verborgenen Bau Gottes, das einmal fallen wird, wenn er enthüllt wird.

Die wunderbare Freiheit der Pfingstgemeinde von der ganzen Organisationsfrage sieht man an der ersten Tatsache, die uns beim Lesen des Berichtes auffällt. Es heißt: „Und sie waren täglich und stets beieinander einmütig im Tempel und brachen das Brot hin und her in den Häusern." Wenn Menschen diese Gemeinde gestiftet hätten für einen menschlichen Zweck, so wäre das erste gewesen daß sie aus dem Tempel herausgegangen wären. Man hätte einen Versammlungsort gewählt, einen Vorstand ernannt und sich als Verein zusammengeschlossen. Man hätte die Mitglieder herausgenommen aus ihren alten Verbänden und sie als zielbewußte Partei organisiert, als eine Sekte mit besonderen Grundsätzen und Regeln. Das Göttliche an dieser Gemeinde sieht man daran, daß sie dieses Bedürfnis gar nicht hat. „Sie gingen täglich in den Tempel", in das große Versammlungshaus,

wo alles Volk verkehrte, wo die Pilgerscharen aus dem ganzen Lande zusammenströmten, in das Bethaus für alle Völker, wo in den altvertrauten Säulenhallen und Vorhöfen die Schriftgelehrten auf dem Boden sitzend das Gesetz erklärten. „Sie hatten Gnade", heißt es, „beim ganzen Volk." Sie standen im vollen Licht der Oeffentlichkeit. Ja, es hatte eine Zeit gegeben, da war die Jüngerschar hinter verschlossenen Türen zusammengekommen. Es war die Zeit der Spannung, des Hangens und Bangens. Damals wollten sie ganz unter sich sein und einander stärken und trösten. Sie wagten sich nicht hinaus. Jetzt aber, da der Geist über sie gekommen war, war alle Weltflucht von ihnen gewichen. Sie traten hinaus unter alles Volk, hinein ins öffentliche Leben.

Das ist der erste Zug im Bilde der Urgemeinde, der heute noch unter uns ebenso lebendig ist wie damals. Wir Christen brauchen ja Stunden, da wir nur mit gläubigen Menschen zusammenkommen, da wir ganz unter uns sind, da wir zusammen mit ihnen durstig trinken aus der Quelle des Gotteswortes und zusammen beten. Die ersten Christen haben das reichlich getan. „Sie blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet." Was würden wir darum geben, könnten wir nur noch ein einzigesmal hineinschauen in diesen Gottesdienst der ersten Gemeinde, diesen einfachsten und herrlichsten Gottesdienst, den Menschen auf dieser Erde gefeiert haben, da die ersten Zeugen Christum der geisterfüllten Gemeinde vor Augen malten, da sie das Brot brachen und das letzte Mahl Jesu immer wieder feierten, und da die Gebete emporstiegen „wie güldene Schalen

voll Räucherwerks". Das muß herrlich gewesen sein. Aber wir dürfen nicht vergessen: Diese Feiern im Bruderkreise sind nicht das Größte im Leben der Gemeinde Gottes. Noch größer war es, daß dieselben Menschen täglich als Lichter mitten im Volk standen.

Wenn man auf der See fährt an gefährlichen Küsten entlang und die Nacht bricht herein, dann fällt einem auf, wie überall zur gleichen Zeit kleine Lichter aufflammen. Ueberall stehen große und kleine Leuchtfeuer, die den Weg zeigen. Hier steht eines auf einem Felsvorsprung, dort eins auf einer einsamen Insel mitten in den Wellen, dort am Hafeneingang. Jedes steht einsam, oft Hunderte von Meilen vom andern entfernt. Und doch stehen sie in einer geheimnisvollen Verbindung miteinander. Sie können sich miteinander verständigen und sind nach einem bestimmten Plan verteilt. So steht die Gemeinde Gottes in der dunklen Welt. Paulus sagt einmal im Philipperbrief: „Seid ohne Tadel mitten unter dem unschlächtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheinet als Lichter in der Welt."

Von diesen Leuchtfeuern, die durch alle Berufe und Lebenskreise verteilt sind, ging von jeher ein mächtiger Einfluß aus. Nehemia war Mundschenk beim König von Persien, Daniel stand mitten unter heidnischen Kollegen als Beamter am Hofe Nebukadnezars, Josef war Minister in Aegypten, Paulus arbeitete als Zeltmacher auf seinem Handwerk. Auch heute haben wir Christen in allen Berufen. Erst vor wenigen Tagen erzählte mir ein Herr aus China von dem christlichen General Feng, der als Rekrut im Boxeraufstand unter dem Eindruck

des Leidens der Missionare zum Glauben kam. Von ihm geht ein Einfluß auf das ganze chinesische Reich aus. Er hat eine solche Mannszucht in seiner Armee, daß sich die heidnischen Städte darum bewarben, seine Truppen in Garnison zu bekommen. Er steht wie ein Leuchtfeuer mitten im chinesischen Heidentum.

Der Maler Ludwig Richter erhielt den entscheidenden Anstoß für sein Leben nicht in einer Kirche, nein, als er allein in einem Gasthof in Salzburg in seinem Stübchen saß und es an die Tür klopfte. Ein Steuermann trat herein, eine breite gedrungene Gestalt, einfach und sauber gekleidet. Er erzählte, sein holländisches Schiff habe Schiffbruch gelitten und er wolle nun zurück zu Weib und Kind. Richter gab ihm etwas Geld. Er dankte und sagte im Hinausgehen: „Ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reisegefährten." „Das ist ja ein Glück", sagte Richter, „wer ist es denn?" „Es ist der liebe Herrgott selber, und hier" — er zog sein Neues Testament aus der Tasche — „hier hab ich seine Worte, wenn ich mit ihm rede, so antwortet er mir daraus. So wandere ich getrost, lieber junger Herr." Damit ging er. Den jungen Maler aber hatten diese einfachen Worte wie ein Pfeil getroffen. Er hatte noch nie eine Bibel gelesen und wußte nicht, daß man unmittelbar mit Gott reden kann. Es ging ihm eine ganz neue Welt auf.

Oder noch ein kleines Beispiel aus der Gegenwart. In einem Hotel in Bremen wurde vor einiger Zeit ein vornehmer Gast ans Telephon gewünscht. Der Gast sagte zum Zimmerkellner: „Bitte, sagen Sie am Telephon, ich sei nicht da." Der Kellner antwortete: „Entschuldigen Sie, ich kann das nicht sagen,

es ist ja nicht wahr." Der Gast, ein sehr erregter Geschäftsmann, wurde wütend: „Was unterstehen Sie sich! Was ist das für ein Benehmen? Stehe ich hier unter Polizeiaufsicht? Machen Sie, daß Sie ans Telephon kommen!" Der Kellner blieb sehr freundlich und zuvorkommend, aber er beharrte bei seiner Weigerung. Der Gast war so erregt, daß er den Kellner auf sein Zimmer nahm und ihn bat, dieses unglaubliche Benehmen zu erklären. Der Kellner sagte ihm ganz kurz: „Ich glaube an Christus und kann darum nicht mehr lügen; früher habe ich es auch getan, aber jetzt kann ich's nicht mehr." Der Geschäftsmann hat diese Stunde nie mehr vergessen können. So etwas hatte er noch nie erlebt. Die paar Worte des Kellners, den er wie Luft behandelt hatte, hatten diesen Industriegewaltigen, vor dem seine Untergebenen zitterten, so getroffen, daß es wie ein Stachel in seinem Gewissen saß. Es gab nachher noch einen langen Briefwechsel.

So wirkt noch heute diese Gemeinde Gottes, deren Glieder in allen Berufen stehen, wie eine unsichtbare Kraft. Diese Kraft gleicht dem elektrischen Strom. Diesen sieht man ja auch nicht. Er scheint gar nicht vorhanden zu sein. Man sieht nur ein paar schwarze Drähte. Aber sobald man mit dem Draht in Berührung kommt, durch den der starke Strom geht, wird man wie von einem Blitz getroffen. Man merkt die Kraft, die darin ist.

II.

Aber nicht nur Leuchtkraft ging von der Pfingstgemeinde aus, die täglich im Tempel mitten unter ihrem Volk stand, sondern auch eine wärmende Kraft der Liebe. „Alle aber,

die gläubig geworden waren, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein — sie hatten alles gemeinsam —, ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war." Also in dieser Geburtsstunde der christlichen Kirche wurden die Menschen von der stärksten Fessel befreit, die uns an die Erde bindet, von der Gebundenheit an Geld und Gut. „Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war." Wir fühlen alle, wenn wir diese Worte lesen, einerlei ob wir politisch auf der Seite der Kommunisten stehen oder auf der anderen Seite, daß das Bedürfnis nach Eigentum tief in uns Menschen hineingelegt ist. Wir spüren es, Gott muß diese Liebe zum Eigentum in uns hineingelegt haben, als er zu den ersten Menschen sagte: „Machet euch die Erde untertan!", und als er dem Gottesvolk seinen Erbbesitz anwies. Wir sind eben heimatlos in der Welt, wenn wir nicht wenigstens ein kleines Stück Eigenbesitz haben, und wäre es nur ein kleines Gütchen oder ein altes Spind von der Großmutter her. Darum war es für viele unter uns so bitter, in dieser Notzeit alte Familienstücke zum Händler zu tragen, um leben zu können. Wie wohl tut es, „Eigenbrot" zu essen, auf der eigenen Scholle zu sitzen. Und dennoch — das ist ebenfalls eine Tatsache, die ganz unabhängig ist vom politischen Standpunkt — es ist gar nicht auszudenken, in was für einen Fluch die Menschen diesen Segen des Eigentums immer wieder verwandelt haben, was für eine furchtbare Sklavenkette aus diesem Band geworden ist, das uns Menschen an die Erde bindet. Wegen eines einzigen Ackers, um den zwei Bauern prozessieren, entsteht oft ein Hader zwischen zwei

Bauernfamilien, der durch viele Geschlechter geht. Wegen der Dollargewinne, die die amerikanischen Firmen durch Verlängerung des Krieges erzielten, mußte Amerika in den Krieg eingreifen und mußten unsere Söhne auf den Schlachtfeldern sterben und unsere Frauen und Kinder verhungern. Das alles wegen des elenden Geldes, von dem wir doch im Tode keinen Pfennig mitnehmen können.

Seit Jahrtausenden hat man versucht, diese dämonische Macht des Geldes zu brechen, auf dem Wege der Gesetzgebung, durch klug ausgedachte Reformen. Aber es hat sich gezeigt: Menschen können diese Macht nicht brechen. Aus jeder Revolution geht der Mammon nur noch mächtiger wieder hervor.

Wie wurde in der ersten Gemeinde die Eigentumsfrage gelöst? Nicht durch Geldreformen oder eine neue Eigentumsordnung, wie menschliche Gesetzgeber sie ausdrücken können, nein, auf eine göttliche Art, dadurch, daß Christus die Seinen innerlich vom Eigentum löste. „Alle aber, die gläubig geworden waren, hielten alle Dinge gemein. Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam." Sie hatten also eine große Uebergabe vollzogen. Sie wußten: Meine Zeit, meine Kraft, mein Geld ist nicht mehr mein. Das ist der größte Sieg Jesu über ein Menschenherz. Wenn unser Geldbeutel unter die Gewalt Gottes kommt, dann ist der letzte Widerstand gebrochen, den wir Gott entgegensetzen. Jeder unter uns, einerlei, ob er Fabrikant ist oder Arbeiter, erlebt noch heute, wenn er in die Gemeinde Jesu eintritt, diese große Befreiung von der Fessel des Eigentums. Unsere Stellung zu unserem Besitz wird vollständig verändert.

Es ist alles noch da, das Haus, das Geschäft, das Bankguthaben, die Sparkasseneinlage, der Kleiderschrank. Aber die Kette ist zerrissen, die unser Herz an alle diese Dinge bindet. Wir sind innerlich frei davon. Wenn noch ein einziges Stück in unserem Hause ist, im Dachboden oder im Keller, das wir nicht bereit sind mit Freuden herzugeben, wenn Gott es verlangt, dann sind wir keine freien Menschen. Wir sind wie ein Vogel, der noch mit einem dünnen Faden irgendwo angebunden ist. Er mag noch so starke Flügel haben, er kann nicht emporfliegen.

Nichts brauchen wir in der heutigen Notzeit nötiger als Menschen, die ihrem Eigentum so frei gegenüberstehen wie die ersten Christen. Die Menschen, die so frei geworden sind, erkennt man nicht daran, daß sie die größten Summen geben, daß sie die größten Spenden für gute Zwecke zeichnen. Das ist nicht das Entscheidende, daß wir unseren ganzen Kleiderschrank auf einmal ausräumen und weggeben. Es heißt ausdrücklich: Die ersten Christen haben nicht planlos weggegeben, „sie verteilten, nachdem jedermann not war". Das Entscheidende ist etwas anderes. Die größte Gabe hat keinen inneren Wert, wenn sie aus Anstandspflicht gegeben ist, weil der Kollektant kam, wenn wir sie uns mühsam vom Herzen losreißen müssen. Jeder Leidende fühlt sofort, wenn wir zu ihm kommen und ihm etwas bringen, ob wir das bloß aus Pflicht tun. Wenn wir zu einem Menschen gehen und ihm etwas von unserer Zeit geben, indem wir ihm vorlesen, so merkt er sogleich, ob wir das bloß tun, weil es nun einmal für edel und anständig gilt. Nur ein seliges Geben ist ein wirkliches Geben. Nur dann hat unser Opfer inneren Wert, wenn wir es aus reiner Freude bringen.

Von den ersten Christen heißt es: „Sie lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen und hatten Gnade beim ganzen Volk." Was sie gaben, war ein Dankopfer, das sie mit tausend Freuden brachten. Es wurde ihnen leicht, alles wegzugeben. Das ist das Große in unseren Tagen, der Segen der großen Armut: Wir stehen in einer Zeit, da man die Seligkeit des Gebens wieder erfährt. Mitten unter uns gibt es auch heute wieder solche freie Menschen, die nicht mehr an ihr Eigentum gebunden sind, von denen ein Strom von helfender Kraft ausgeht.

Liebe Gemeinde! Wir haben gesehen, die Gottesgemeinde gehört nicht bloß der Vergangenheit an, sie steht als leuchtende und wärmende Kraft mitten in der dunklen Welt. Wir spüren ihre Macht. Niemand ist unter uns, der nicht schon etwas von ihrer Wirklichkeit gemerkt hätte. Wir brauchen diese Gemeinde nicht erst zu schaffen mit unseren Veranstaltungen, Gott hat sie geschaffen. Aber es kommt für jeden unter uns alles darauf an, daß wir den Anschluß an diese Gemeinde Gottes finden. Es heißt auch heute noch: „Der Herr aber tat hinzu täglich, die da gerettet wurden, zu der Gemeinde." Seit dem Pfingsttag, seit die Gemeinde Gottes da ist, hat ein großes Gnadenjahr für die Menschheit begonnen. Die Rettungsarche schwimmt auf der Flut. Jeder Tag ist ein Gnadentag. Jeden Tag, heißt es, tat der Herr hinzu, die herausgerettet wurden, gerettet vor dem Untergang, gerettet aus der Flut des Hasses, der Kälte, des Neides, der unersättlichen Geldgier, hineingerettet in die Gemeinde der Befreiten. Ist auch für uns der Gnadentag schon angebrochen, da wir herausgerettet sind aus der Lieblosigkeit der Welt und hinzugewonnen zu der Gemeinde

Gottes? Oder kämpfen wir noch mit den Wellen? Es gehen gerade jetzt große Erweckungen durch ganze Teile von Deutschland. Aber was hilft es uns, wenn Gott diesen Reichtum gibt, wenn Hunderte hineindrängen, wir aber bleiben ausgeschlossen? Dicht neben uns fährt der Bahnzug vorbei, aber wir bleiben an der Böschung stehen.

Möge der Geist Gottes auch bei uns die letzte Fessel sprengen. Nur Menschen mit einem ganz hingegebenen Willen, mit einem ungefesselten Herzen kann er in seine Gemeinde der Liebe aufnehmen, die als leuchtende und wärmende Macht in der Welt steht. „Denn ein gefesselt Herz kann sich ja himmelwärts durchaus nicht schwingen." Gott gebe uns den Geist der ersten Gemeinde.

Laß uns so vereinigt werden,
Wie du mit dem Vater bist,
Bis schon hier auf dieser Erden
Kein getrenntes Glied mehr ist.
Und allein von deinem Brennen
Nehme unser Licht den Schein,
Also wird die Welt erkennen,
Daß wir deine Jünger sei'n.

# Nicht, daß ich's schon ergriffen habe.

Philipper 3, 7—14. Aber was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet. Ja, ich achte es noch alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich alles habe für Schaden gerechnet und achte es für Kot, auf daß ich Christum gewinne, und in ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird, zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde, damit ich entgegenkomme zur Auferstehung der Toten. Nicht, daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich's ergriffen habe. Eines aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.

Johann Sebastian Bach wurde einmal zum König Friedrich dem Großen befohlen. Er sollte ihm eine Fuge auf der Orgel vorspielen. Der König gab ihm ein Thema, das sogenannte „königliche Thema", das Thema regium, auf das er eine Fuge aufbauen sollte. Unser heutiger Text enthält das königliche Thema, auf das sich das ganze Christenleben aufbaut,

das sich in immer neuen Anwandlungen im Leben des Christen wiederholt. Es ist zusammengefaßt in dem Satz: „Nicht, daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin." —

In diesem Satz sind zwei Klänge verbunden, wie Oberton und Unterton: Angst und Seligkeit, Unruhe und tiefe Ruhe. Die Angst und Unruhe liegt in dem Wort: Nicht, daß ich's schon ergriffen habe." Die selige Ruhe aber liegt in dem anderen Wort: „Nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin."

Keiner von uns, auch wenn er noch so jung und sorglos ist und den Kopf voll hat von Reiseplänen und Sportsfreuden, keiner ist an diesem Morgen ganz frei von der Angst, von der der Apostel redet, von der heimlichen Furcht, die in uns aufsteigt, wenn wir auch nur flüchtig an den Augenblick denken, da das Stundenglas abgelaufen sein wird, das Stundenglas unserer Lebenszeit, und der Lärm um uns her verstummt sein wird, die Frage nach Geld und Geschäft und Beförderung, und es ganz still um uns sein wird, die tiefe Stille der Ewigkeit, und nur eine einzige Frage an uns gerichtet wird, die Frage, ob wir für die Vergänglichkeit oder ob wir für die Ewigkeit gelebt haben. Keiner unter uns kann ganz ohne Angst an diesen Augenblick denken. Ueber jeden kommt die Unruhe, die den Apostel anwandelt, „ob ich's schon ergriffen habe". Aber es ist auch keiner unter uns, der nicht schon etwas von der Gewalt gespürt hätte, die Jesus über unser Herz hat, der nicht irgend einmal in seinem Leben, und wäre es auch nur für kurze Zeit gewesen, vielleicht in der Konfirmationszeit, etwas

von dem gemerkt hätte, was die Jünger meinten, als sie sagten: Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete?

So wollen wir miteinander über diese beiden Klänge nachdenken, die in der Seele jedes Christen immer miteinander verbunden sind:

1. Ich habe es noch nicht ergriffen,
2. Aber Christus hat mich ergriffen.

I.

Es ist eine erschütternde Tatsache, die uns immer wieder mit Sorge um uns selbst erfüllt: Der Apostel, der mehr gearbeitet hat als wir alle, der Mann, der mehr als wir alle um Christi willen litt, Steinigung und Peitschenhiebe, Hunger und Durst, Frost und Blöße, dieser Mann schreibt: „Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei." Ja, er wiederholt es noch einmal: „Meine Brüder, ich schätze mich selbst nicht, daß ich es ergriffen habe." Mit einem Zittern der Unsicherheit in der Stimme sagte er: „Ob ich wohl komme zur Auferstehung der Toten."

Aber wir wundern uns nicht darüber, daß auch Paulus noch daran zweifeln kann, ob er es ergriffen habe, wenn wir auch nur einen Augenblick darüber nachdenken, was hier auf dem Spiele steht. Ich jage, sagt der Apostel, nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Siegespreis. Der „Siegespreis", dieses Wort schließt alle Schätze der Ewigkeit in sich. Der Siegespreis, das ist das letzte Ziel, wofür alle Märtyrer litten, um das alle Kämpfer der Menschheit bewußt oder unbewußt gerungen haben. Der Siegespreis, das ist das, was alle Denker und Forscher suchten, wenn sie mit zitternder Hand den Schleier

heben wollten vom letzten Geheimnis. Der Siegespreis, das ist das, was die Künstler von ferne sahen, wenn sie ihre größten Gesichte hatten, wie Mose, als er sterbend auf dem Berg Nebo das verheißene Land in der Sonne liegen sah.

Schon die vergänglichen Siegespreise, die auf dieser Erde errungen werden können, kosten ja eine ungeheure Anstrengung, einen Einsatz der letzten Kraft. Ich weiß von einem Offizier, der bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen dabei war und nachher seinen Angehörigen davon erzählte. Als er oben stand als Sieger auf den Schanzen, brach er zusammen. Die Uniform, die Stiefel, alles hing ihm in Fetzen vom Leib. Während des Sturms war er immer wieder zu Boden geworfen worden, die anderen waren über ihn hinweggestürmt. Aber immer wieder hatte er sich emporgerissen. Der eiserne Tagesbefehl des Generals Manstein hatte ihn angespornt: „Auf die Energie der Truppen rechne ich mit Zuversicht. Kartätschenfeuer kann kein Anlaß sein zu stutzen oder umzukehren. Es bleibt dabei, unsere Fahnen wehen von den Schanzen."

Auch bei unseren Sportskämpfen im Frieden kommt es oft vor, daß ein Sieger, wenn er durchs Ziel gegangen ist, ohnmächtig ins Zelt getragen werden muß. Er konnte nur siegen, indem er seine letzte Kraft einsetzte.

Wenn schon ein vergänglicher Siegespreis, wie wir ihn auf dieser Erde erringen können, soviel kostet, einen Kampf bis zum Aeußersten, einen Einsatz der letzten Kraft, so dürfen wir nicht glauben, jene Krone des Lebens, um die alle Menschen ringen, werde uns kampflos in den Schoß fallen. Paulus gebraucht für den Kampf, den wir Menschen kämpfen, ein sehr

aufregendes Bild. Er vergleicht sich mit einem Wettläufer auf der Rennbahn, wenn er sagt: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel.“ Unser Leben ist also nicht eine behagliche Reise, bei der wir allerlei Interessantes kennenlernen können. Es gleicht vielmehr einem Rennen auf heißer Bahn, dem die unsichtbare Welt mit Spannung zuschaut. Nur einmal dürfen wir zu diesem Wettlauf antreten. Wir leben nur einmal. Kommen wir nicht ans Ziel, so ist höchst wahrscheinlich alles verloren. Noch dicht vor dem Ziel können wir straucheln und stürzen. Dann ist alle Mühe umsonst, die wir aufgewandt haben. Es gibt gefährliche Stellen auf der Rennbahn, Hindernisse, die mit Absicht errichtet sind, um uns auf die Probe zu stellen. Es kommt alles darauf an, daß wir glücklich über sie hinwegkommen. Viele junge Menschen haben den Wettlauf gut begonnen. Sie sind als begeisterte Idealisten in den Kampf gezogen. Aber dann kam die gefährliche Stelle. Es kamen die Jahre, in denen der Naturtrieb erwacht und alle Leidenschaften sich regen. Da kam der Todessturz. Da sind sie unter die Räder gekommen. Viele Männer haben sich im Kriege ausgezeichnet. Sie haben wie Löwen gefochten und hohe Orden verdient. Aber dann sind sie hinter der Front vielleicht in einem belgischen Quartier „auf dem Felde der Unehre gefallen.“ In einer Nacht können wir einen Todessturz tun, von dem wir uns nie wieder erholen. Andere sind rein durch die Jugendjahre gekommen. Aber da kam noch im hohen Alter ein schwerer Schlag, vielleicht ein Vermögensverlust. Darüber sind sie nicht hinweggekommen. Da hat sich

eine Bitterkeit in ihrem Herzen festgesetzt und sich immer tiefer eingefressen. Darüber haben sie die Verbindung mit Gott verloren.

II.

Ja, es hat auch noch für uns eine ernste und furchtbare Bedeutung, wenn Paulus sagt: „Nicht, daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich's ergreifen möchte." Der Gedanke an die Todesgefahr, in der wir alle schweben, kann uns alle Ruhe rauben. Jesus hat seinen Jüngern diese Unruhe und Angst um ihr ewiges Schicksal nicht abgenommen. Er sagt ihnen: „Es ist besser, daß du lahm in das Reich Gottes eingehest, denn daß du zwei Füße habest und werdest ins ewige Feuer geworfen, da der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt." Solch ein Wort könnte uns schlaflose Nächte bereiten, wenn wir ernstlich darüber nachdenken, was es bedeutet.

Aber wir könnten diese Angst nicht ertragen, sie würde uns zur Verzweiflung treiben, wenn wir nicht etwas hätten, was uns mitten in dieser Angst stille macht. Die Seele des Christen gleicht dem Meere. An der Oberfläche sind schwere Stürme, aber tief unten herrscht unerschütterliche Ruhe. Die Seele des Christen gleicht dem Eichbaum im Ungewitter: Die Zweige werden hin- und hergerissen, auch der Stamm zittert; aber die Wurzel ruht unerschütterlich im Erdboden. Was ist denn diese Stille im Meeresgrund der Seele? Was ist der Erdboden, in den wir unsere Wurzeln hinabsenken können, der Ruhepunkt, der es uns möglich macht, die Angst vor der Ewigkeit zu ertragen, mitten in der Sorge um unsere Seele stillezubleiben?

Er ist in den vielsagenden Worten zusammengefaßt: „Nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin." Wir haben Christus noch nicht ergriffen, aber Christus hat uns ergriffen.

Das ist das große Wunder, das kein Mensch fassen kann, das Wunder, das wir alle erst begreifen werden, wenn wir in der Ewigkeit schauen werden, was wir geglaubt haben, daß Christus eine Menschenseele ergreift, daß er einen schwankenden Menschen so unter seine Gewalt bringt, daß dieser nie mehr von ihm loskommen kann. Ihr habt alle von dem jungen Inder gehört, von dem jetzt soviel gesprochen wird, Sadhu Sundar Singh. Er sah als 15jähriger Mensch Christus in einem Gesicht nur einen Augenblick lang in jener entscheidungsschweren Morgenstunde, in der er wie Jakob mit Gott gerungen hatte. Dieser Augenblick entschied über sein Leben. Er war sogleich entschlossen, alles hinzugeben, was er hatte, um nur mit Christus im Herzen in die Fremde hinauszuwandern. Sein Onkel führte ihn in die Schatzkammer der Familie, legte seinen Turban ihm zu Füßen — ein Zeichen tiefster Demut — und sagte ihm: Dieses alles soll dein sein, wenn du einer der unseren bleibst. Der Vater erklärte ihm: Ich enterbe dich und jage dich aus dem Hause. Er aber besann sich keinen Augenblick. Es war gar kein Kampf für ihn. Es gab gar keine Ueberlegung. Er gab alle die Dinge hin, die für einen jungen gesunden Menschen so köstlich sind, den Reichtum, die Heimat, die Familienehre eines alten Rittergeschlechtes. Wofür? Um etwas Unsichtbares zu gewinnen, etwas, das nach Ansicht der meisten Menschen gar nicht existiert, um Christus zu gewinnen. Er zog nur mit einem Kleide, mit einem Päckchen Mundvorrat,

an der Hand seines unsichtbaren Begleiters hinaus in die Fremde und Heimatlosigkeit. Das Große bei dem allem war nicht das, was der Sadhu tat. Das war für ihn etwas ganz Selbstverständliches. Daß er nur um Christi willen auf alles verzichtete, das war für ihn keine Kraftleistung, keine heroische Entsagung. Nein, es war ein seliger Tausch. Es war, wie wenn früh morgens die Sonne in einen mit Vorhängen verhängten Raum bricht, in dem die ganze Nacht elektrische Birnen oder Gasflammen gebrannt haben. Sobald auch nur der erste Strahl des Tageslichts in den Raum fällt, kann gar kein Streit mehr darüber sein, ob es nicht doch besser wäre, sich mit dem Lampenlicht zu begnügen. Die Sonne hat gesiegt über alle Lampen und Laternen, die die Menschen angezündet haben. Auch Paulus will gar nicht von sich selber reden und von seiner Leistung, nur von Gottes Tat, wenn er sagt: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden erachtet. Ja, ich achte es noch alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn." Also die überschwengliche Erkenntnis Christi hatte die Schlacht entschieden. Der Anblick Jesu hatte wie ein Morgenstrahl auf ihn gewirkt. Als er ihn sah, da hatten alle die künstlichen Lichter, die er sich selbst angezündet hatte, ihren Glanz verloren, die Beschneidung, der Stolz auf seine reine Rasse, sein unverfälschtes jüdisches Blut, die tadellose Gesetzerfüllung. Alle diese Lichter, die vorher geleuchtet hatten, verloren mit einem Male ihre Bedeutung. Sie brannten weiter, aber sie waren wertlos geworden.

Das ist das unbegreiflich Große an Jesus: Er braucht nur

sichtbar zu werden und vor uns hinzutreten, wie die Sonne, wenn sie über den Horizont heraufsteigt. Dann ist der Kampf entschieden. Dann braucht es gar keine Auseinandersetzung mehr zwischen Gründen und Gegengründen. Als Paulus Christum sah, da waren alle seine Einwände und Zweifel überwunden, und er war in seinem Bann. Es gibt heute noch keinen Menschen, und wäre er noch so verroht, der imstande wäre, Christus zu sehen, wie er ist, und sich dennoch gegen ihn zu empören. Nach der Offenbarung Johannis wird der ganze Weltkampf, der Kampf zwischen Glaube und Unglaube, dieses Thema der Weltgeschichte, dadurch entschieden werden, daß Jesus erscheinen wird und die Menschen ihn sehen werden. „Siehe, er kommt mit den Wolken, und es werden ihn sehen aller Augen und die ihn gestochen haben, und es werden heulen alle Geschlechter auf Erden." Wenn sie ihn sehen, werden sie heulen über das, was sie gemacht haben, auch alle die, die an ihm gezweifelt hatten, auch die, die erklärt hatten, er habe nie gelebt und es lasse sich gar nichts Sicheres über ihn sagen.

Es sind vielleicht solche unter uns, die Christus seit Jahren aus dem Wege gehen wegen gewisser Dinge, auf die sie nicht verzichten wollen, und die darum seine dringende Einladung immer wieder überhören und übertäuben. Wenn wir das fertig bringen, dann haben wir ihn noch nie wirklich gesehen. Für viele unter uns hängt noch ein Schleier über seiner Gestalt und eine Decke über unseren Herzen. Keiner von uns kann den Schleier wegnehmen, der dem anderen Jesus verbirgt. Das kann nur er selbst tun. Aber irgend einmal wird jeder

von uns ihn sehen, wie er ist, in diesem oder in einem anderen Leben, mit Freude oder mit Entsetzen.

Wer ihn gesehen hat, dem geht es wie dem Kaufmann, von dem es heißt: Als er eine köstliche Perle fand, verkaufte er alles, was er hatte, und kaufte dieselbe. Als er diese Perle gesehen hatte, da gab es für ihn kein Besinnen mehr. Er machte einen großen Ausverkauf. Er räumte sein ganzes Warenlager aus, Purpurgewänder und Spezereien. Er gab alles hin. Aber nicht mit wehmütigen Gefühlen — sondern mit Freuden. Denn er hatte die Perle gesehen.

Das ist der große Trost in der Angst des Christenlebens, daß wir heute noch dieselbe Erfahrung mit Jesus machen, die die ersten Christen mit ihm gemacht haben. Wir können Christus nicht ergreifen. Aber Christus ergreift uns. Er hat viele unter uns schon ergriffen. Das ist der Ruhepunkt in der Todesgefahr, in der wir schweben. Das ist der tiefe Friede im Meeresgrund unserer Seele, während die Oberfläche vom Sturm bewegt wird. Das ist der feste Anker, der hineingeht ins himmlische Heiligtum.

Darum gibt es auch für uns nur Eine Aufgabe, der gegenüber alles andere erst in zweiter Linie kommt: „Daß ich Christum gewinne und in ihm erfunden werde", „zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde". Als Paulus von Christus ergriffen war, da begehrte er kein Erdenglück mehr für sich, keinen Reichtum und keinen Ruhm. Er hatte nur Eine Sehnsucht, für deren Erfüllung er alles hingeben wollte, in Christus erfunden zu werden, mit ihm zu leiden und mit

ihm zu sterben. „In ihm erfunden werden", das ist noch etwas Größeres als ihm von ferne nachfolgen und hinter ihm hergehen. Es ist ja schon etwas Großes, wenn wir sagen können: er ist mein Hirte, sein Stecken und Stab trösten mich. Es ist auch etwas Großes, wenn wir das andere Wort verstanden haben, das Jesus zu den Jüngern auf seinem letzten Weg sagt: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir". Aber es gibt noch etwas Größeres, als dieses Hinter-ihm-her-gehen, es gibt noch ein engeres Verbundensein mit ihm, und das ist das, was Paulus meint, wenn er sagt: daß ich Christus gewinne und in ihm erfunden werde. Wir sind unverwundbar, wenn wir bei jedem Schlag, der uns in dieser Woche trifft, in ihm erfunden werden wie in einer unsichtbaren Festung. Wir sind stark gegenüber allem Schmutz, mit dem wir in Berührung kommen, wenn wir in ihm erfunden werden wie in einem unsichtbaren Panzer. Alle Giftpfeile, die täglich auf uns abgeschossen werden, prallen dann wirkungslos an uns ab. Wir sind nicht mehr heftig gegen unsere Angehörigen und Arbeitsgenossen, wenn wir den ganzen Tag in der Gewalt Jesu sind. Welch eine Macht der Liebe wäre in uns, wenn wir während der ganzen kommenden Woche bei allen Kämpfen und Versuchungen, durch die wir gehen werden, in ihm erfunden würden! Dann würden wir nie die Geduld mit unseren Mitmenschen verlieren, wie er nie die Geduld mit uns verlor. Auch das Leiden, das über uns kommen wird, bekäme dann eine wunderbare Herrlichkeit. Denn das Größte, was uns zuteil werden kann, ist die Gemeinschaft seiner Leiden. Auch

der Tod hätte dann seine Schrecken für uns verloren. Denn das Seligste, was uns begegnen kann, ist, Seinem Tode ähnlich zu werden und im Sterben die Kraft seiner Auferstehung zu erfahren.

So wollen wir es ihm aufs neue geloben:

Ich will dich lieben, meine Krone,
Ich will dich lieben, Herr und Gott,
Ich will dich lieben ohne Lohne
Auch in der allergrößten Not.
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

---

# Die Auferstehung der Toten.

1. Kor. 15, 35—50. Möchte aber jemand sagen: Wie werden die Toten auferstehen, und mit welcherlei Leibe werden sie kommen? Du Narr, was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Und was du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloßes Korn, etwa Weizen oder der andern eines. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen von den Samen seinen eigenen Leib. Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist der Menschen, ein anderes des Viehs, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen und eine andere die irdischen. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne: denn ein Stern übertrifft den andern an Klarheit. Also auch die Auferstehung der Toten. Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Ist ein natürlicher Leib, so ist auch ein geistlicher Leib. Wie es geschrieben steht: Der erste Mensch, Adam, „ward zu einer lebendigen Seele", und der letzte Adam zum Geist, der da lebendig macht. Aber der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche, darnach der geistliche. Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch; der andere Mensch ist der Herr vom Himmel. Welcherlei der irdische ist, solcherlei sind auch die irdischen; und welcherlei der himmlische ist, solcherlei sind auch die himmlischen. Und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen. Das sage ich aber, liebe Brüder, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben; auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche.

Bei der Christenverfolgung, die in Südfrankreich, in Vienne und Lyon, im Jahre 177 nach Christus stattfand, hatte der Glaubensmut, mit dem die Christen die schrecklichsten Qualen aushielten, den heidnischen Pöbel so in Wut gebracht, daß er noch nicht zur Ruhe kam, als die Märtyrer tot waren. Er ließ seinen Zorn auch noch an den Totengebeinen aus. Man ließ die Gebeine 6 Tage unter freiem Himmel liegen, verbrannte sie dann zu Asche, zerstampfte sie zu Staub und warf den Staub in die Rhone, daß er von den Wellen fortgerissen würde. Jeder Rest von diesen Menschen sollte ausgetilgt werden. Kein Stäubchen von ihnen sollte übrig bleiben. Jetzt wollen wir sehen, sagten die Heiden, ob sie auferstehen werden, wie sie behaupten. Sollte ihr Gott wirklich so stark sein, daß er sie aus dem Staub wieder lebendig machen könnte? Mit was für einem Leib sollten sie denn jetzt wieder auferstehen?

Damit war die Frage gestellt, mit der unsere Epistel beginnt. Die Frage, die jeder von uns in irgendeiner Form hat, mit der keiner von uns schon ganz fertig ist, mag er nun ein Suchender, ein Zweifelnder oder ein Glaubender sein. Bei jedem von uns nimmt diese Frage wieder eine andere Gestalt an. Diejenigen, die unter dem Fallen der Herbstblätter ein Angehöriges in der Erde geborgen haben, stellen die Frage dringend: Kann es ein Wiedersehen geben? Ein junger Mann, der den Krieg mitgemacht hat, sagt vielleicht: Ich habe es mit angesehen, wie neben einem Kameraden ein schweres Geschoß explodierte und ihn vollständig auseinanderriß, so daß nachher auch keine Spur mehr von ihm zu finden war. Wie kann da noch etwas übrig sein von diesem Menschen? Ein älterer Christ, auf dessen Leben

schon die ersten Abendschatten liegen, sagt vielleicht: Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben; ich habe mich schon lange damit vertraut gemacht; nur eins wird mir schwer, dieser Schritt ins Ungewisse, den ich dabei tun muß, dieser Uebergang in ein unbekanntes Land, von dem wir uns gar keine Vorstellung machen können.

Alle diese Sorgen, diese Ungewißheiten, diese Dunkelheiten liegen in der Frage, die die Korinther an Paulus gerichtet haben: Wie werden die Toten auferstehen, in welcherlei Leibe werden sie kommen? So lautet unsere menschliche Frage, die wir bald bang und zweifelnd, bald höhnisch und überlegen stellen. Was ist die göttliche Antwort? Wenn wir das Auferstehungskapitel, aus dem unser Text genommen ist, lesen mit all den sorgenvollen und kritischen Fragen im Herzen, die wir im Blick auf unsere Zukunft haben, dann tönen uns aus diesem Kapitel zwei entgegengesetzte Klänge entgegen, ein herbes schneidendes Nein und ein großes freudiges Ja. Das Nein liegt in dem Wort: Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben. Das Ja liegt in dem anderen Wort: Gott aber gibt uns einen neuen Leib, wie er will.

Wir wollen in dieser Stunde beides betrachten, das Nein Gottes zu unseren Wünschen und Hoffnungen, und das Ja Gottes zu unserer menschlichen Zukunft.

I.

Wenn man sich dem Strand der Nordsee nähert, so hört man schon stundenweit, lange ehe man das Meer erblickt, das Donnern der Brandung, diesen schweren, gleichmäßigen Rhythmus, den man nie mehr vergessen kann, wenn man ihn einmal

gehört hat. Wenn wir uns in das große Auferstehungskapitel, aus dem unsere Epistel genommen ist, tiefer und tiefer einlesen, dann tönt uns auch der Rhythmus einer Brandung entgegen. Es ist uns, als hörten wir das Meer der Ewigkeit in gewaltigem Rhythmus an das Gestade der Zeit schlagen:

Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich,
Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit,
Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft,
Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib.

Wir hören meistens nur das Ja, das in diesen gewaltigen Klängen jubelt, das Ja der Erfüllung, das Ja der Vollendung. „Alle Verheißungen Gottes sind Ja in ihm und Amen in ihm." Aber wir können dieses Ja nicht fassen, wenn wir nicht zuerst niedergeschlagen worden sind durch das herbe Nein, das ebenso deutlich in diesen Worten enthalten ist. Wir wollen zuerst dem göttlichen Nein stillehalten. „Das Samenkorn wird gesät und stirbt." „Das Verwesliche kann nicht erben die Unverweslichkeit." „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben." Damit wird eine Schranke gezogen. Es ist uns, wenn wir diese Worte hören, wie wenn eine Tür hart ins Schloß fällt. Fleisch und Blut sind vom Reich Gottes ausgeschlossen. Was heißt denn Fleisch und Blut? Sind das bloß die Stoffe, aus denen unser Leib aufgebaut ist, die Erdenreste, die nach dem Tod zerfallen, die toten Reste des Menschenkörpers, an denen die jungen Mediziner auf der Anatomie arbeiten? Nein, dieses Wort hat in der Bibel einen viel umfassenderen Sinn. Als Petrus in einer Zeit, da Jesus von allen verlassen dem Tod entgegenging, das Bekenntnis ablegte: „Du bist Christus,

des lebendigen Gottes Sohn", da sagte der Herr zu ihm: „Fleisch und Blut haben dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel". Das heißt: Von menschlichen Lehrern hast du das nicht gelernt. Als Paulus berufen wurde, ein Zeuge des Evangeliums unter den Heiden zu sein, „da", sagte er, „besprach ich mich nicht mit Fleisch und Blut", das heißt: Ich reiste nicht nach Jerusalem, um mich mit den großen menschlichen Autoritäten zu beraten. Was heißt also Fleisch und Blut? Es ist der ganze natürliche Mensch damit gemeint mit allem, was menschlich groß und bezaubernd und hinreißend an ihm ist, alles, was in dem schöpferischen Augenblick wurde, da der erste Mensch ins Leben trat. „Der erste Mensch, Adam, ward zu einer lebendigen Seele." „Es wird gesäet", so heißt es im Grundtext, „ein seelischer Leib", also ein Wesen, das im Unterschied vom Tier die Fähigkeit hat, alles, was es erlebt, seelisch zu empfinden, sich eine überreiche seelische Innenwelt zu bauen und künstlerisch und musikalisch auszudrücken, was es empfindet.

Warum kann dieser „seelenvolle Leib" das Reich Gottes nicht ererben? Warum ist er ausgeschlossen? Warum muß er in die Erde fallen und bis auf den letzten Rest vermodern, wie die Blätter, die noch vom letzten Jahr her an den Bäumen hängen, in der Erde vermodern müssen, ehe der Frühling erwachen kann? Die Antwort liegt in den Sätzen: „Es wird gesäet in Unehre." „Es wird gesäet in Schwachheit." Dieser seelische Leib ist also zwar Gottes Schöpfung, aber eine Schöpfung, die ihre Ehre vor Gott verloren hat, und die ihre ursprüngliche Gotteskraft nicht mehr besitzt. Er ist eine gefallene Schöpfung. Vor Menschen mögen wir unsere Ehre verteidigen, vielleicht

mit der Waffe in der Hand, aber vor Gott sind wir ehrlos; vor ihm können wir nicht bestehen. Vor Menschen mögen wir stark auftreten, aber vor Gott sind wir „schwache Empörer". Ueber diesen ganzen seelischen Leib hat darum Gott das Wort gesprochen, das wir über jedem Grab wiederholen, ehe es sich für immer schließt: „Denn du bist Erde und sollst zur Erde werden." Wir dürfen den Leidtragenden gerade in diesem schmerzlichen Augenblick, da die Erde den Sarg aufnimmt, dieses schwere Gotteswort nicht ersparen. Denn das ist der große Ernst des Sterbens. Im Tod hört etwas für immer auf. Es wird etwas vernichtet, was niemals wiederkehrt. Nicht bloß die Stoffe legen wir ins Grab. Nein, das ganze reiche Seelenleben des natürlichen Menschen, das warme Gemütsleben, das uns so wohl tat, sinkt in den Staub. Man sagt von dem Geiger Paganini, als er starb, sei eine Saite seiner Geige in schmerzlichem Aufschrei gesprungen. Wir empfinden das bei jedem Sterben. Es reißt eine Saite, die vorher noch geklungen hat. Es wird leer im Haus. Das warme Gemütsleben dieses Menschen fehlt uns überall.

Mit dem Toten wandern Geister aus, die im Leben ihm die Becher reichten,
Oed und leer ist nun das Haus, ohne Klang und ohne Leuchten.

Wir möchten immer gern etwas hinüberretten von diesem seelischen Leib durch die Nacht des Todes. Alle menschlichen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele von Platos Phädon ab bis zu den heutigen Beweisen aus dem Dasein des Aetherleibes sind Versuche von uns Menschen, etwas von unserem seelischen Dasein hinüberzuretten durch die Nacht des Todes.

Wir schreiben aufs Grab: „Auf Wiedersehen!" Wir möchten gern wenigstens etwas von diesem innigen Zusammensein, von diesem Seelenbund, den wir miteinander gehabt haben, hinüberretten über den Tod. Aber hier ist eine Schranke aufgerichtet. „Fleisch und Blut werden das Reich Gottes nicht ererben." Wenn wir uns drüben wieder begegnen, so werden wir uns jedenfalls nicht in dieser Form begegnen, in der wir uns hier seelisch liebgewonnen haben. Es kommt ja manchmal vor, daß Liebende, die in dieser Welt nicht zusammenkommen konnten, miteinander in den Tod gehen, um im Tod vereint zu sein. Aber Jesus schlägt alle diese Hoffnungen auf eine jenseitige Vereinigung der Liebenden nieder mit den Worten: „Wenn sie von den Toten auferstehen werden, so werden sie nicht freien noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel." Also das, was Mann und Weib zueinander zieht, dieses unerschöpfliche Thema aller Menschendichtung, auch das ist von der Erde genommen und muß wieder zur Erde werden. Fleisch und Blut kann das Reich Gottes nicht ererben.

Ich weiß wohl, daß ich damit vielen etwas Bitteres sage. Die Trauer um die Heimgegangenen wird schwerer, wenn wir an das denken, was von ihnen niemals wiederkehrt. Der Schatten wird dunkler, der vom Tod her auf unser aller Leben fällt, wenn wir bedenken, was mit dem Tod für immer zu Ende ist. Die unter uns, die vom Tod schon gezeichnet sind, die den Zerfall ihrer Kräfte schon deutlich spüren, empfinden doppelt schwer die schreckliche Mahnung, die unsere Alltagsarbeit begleitet: „Wirket, solange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

Aber die großen Wahrheiten der Schrift gleichen einer Frucht, die eine bittere Schale hat. Aber in der bitteren Schale ist ein süßer Kern. Dieses langsame Abnehmen, zu dem wir alle verurteilt sind, dieses allmähliche Schwinden unserer leiblichen und geistigen Kräfte, unter dem viele unter uns so sehr leiden, wäre allerdings schrecklich, wenn wir es dabei mit blinden Gewalten zu tun hätten, mit einer kalten toten Weltmaschine, zwischen deren Rädern und Stampfen wir empfindende Wesen langsam, aber sicher zermalmt würden. Aber das ist der süße Kern der bitteren Wahrheit, die schon auf den ersten Blättern der Bibel steht, daß es heißt: Da sprach Gott zu Adam: Du bist Erde und sollst zu Erde werden. Gott ist es, der uns vernichtet, Gott läßt uns in den Mutterschoß der Erde zurückkehren, aus dem er uns hervorgerufen hat. Luther sagt einmal: „Das heißt selig sein, Gottes Willen und seinen Ruhm in allem wollen und für sich nichts wünschen, weder hier noch in der Zukunft." Ist also mein Wille eins mit Gottes Willen, dann würde ich sogar freudig in die Hölle gehen, wenn Gott mich hinschickte. Denn selbst wenn ich in der Hölle wäre, meint Luther, und mein Wille wäre ganz eins mit Gottes Willen, so wäre ich mitten in der Hölle sogleich selig. „Denn das heißt selig sein, wenn Gott in uns regiert und wir sein Reich sein", alles andere, was wir sonst begehren, ist nicht die Seligkeit.

Dieses Altwerden, dieses Abnehmen unserer Seelenkräfte, das wir besonders daran merken, daß unser Gedächtnis schwindet, dieses Herunterbrennen der Lampe ist nur so lange bitter, als wir uns dagegen auflehnen. Wie schmerzlich ist es, wenn z. B. eine Frau, die anfängt älter zu werden, sich dagegen auf-

bäumt, und nun mit allen Mitteln der Kunst versucht, jung zu bleiben und die Falten ihres Gesichtes zu glätten! Wie schrecklich ist es, wenn ein Mann, der von den Aerzten aufgegeben ist, sich mit allen Fasern an das Leben klammert und den Verfall wenigstens noch ein paar Monate aufhalten möchte! Aber der Schmerz verwandelt sich in Dank, wenn wir uns von ganzem Herzen auf Gottes Seite stellen und freudig Ja sagen zu dem, was Er will. Dann danken wir ihm für die Gnade, daß wir sterben dürfen. Was ist es für ein kostbares Geschenk, daß er uns heimruft, daß er uns nach der heißen Arbeit des Lebenstages den Abend schenkt, da die Schatten länger werden und die ersehnte Ruhe der Nacht winkt. Selbst bei einem jungen Menschen ist oft der frühe Tod das einzige Mittel, um den verworrenen Knoten seines Lebens zu lösen.

II.

Damit kommen wir zu dem Zweiten, was uns unser Text sagt, dem großen Ja Gottes, das in diesem Auferstehungskapitel enthalten ist. Alles Große, was uns dieses Kapitel von der Auferstehung der Toten zu sagen hat, geht uns erst auf, wenn wir uns nicht mehr gegen Gott aufbäumen, wenn wir freudig Ja sagen zu dem Nein, das Gott über unseren jetzigen Lebensstand ausspricht. Es geht uns mit den Verheißungen dieses Kapitels wie mit dem Sternenhimmel. Wir sehen die Sterne immer erst, wenn die Erde ganz von Nacht bedeckt ist. Solange auch nur noch ein Schimmer von Tageslicht die Spitzen der Berge umsäumt, ist nichts von den Sternen zu sehen. Nur wenn die Nacht tief und vollständig geworden ist, in die uns Gottes Wille hineinführt, wenn wir freudig an der Hand Gottes

in diese Nacht hineingehen und nichts von unserem bisherigen Leben hinüberretten wollen, dann geht uns das Auge auf für den strahlenden Sternenhimmel voller Gottesverheißungen, der in diesem Auferstehungskapitel vor uns aufleuchtet. Unser seelischer Leib muß nach Gottes Willen in die Erde sinken und sterben. Gott aber gibt uns einen Leib, wie Er will. „Gott aber", in diesen zwei Worten ist der Grundakkord angeschlagen, der durch die ganze Bibel klingt. Das Menschengeschlecht versank in den Wogen der Sündflut, „Gott aber" berief Noah und schuf eine neue Menschheit. Die Menschen gedachten, es böse mit Joseph zu machen, „Gott aber" gedachte, es gut mit ihnen zu machen. Vor dem Auge Ezechiels lag sein Volk wie ein Feld voller Totengebeine, „Gott aber" ließ einen Wind wehen, da rauschte es in den Gebeinen. Die Menschen haben den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt, „Gott aber" hat ihn auferweckt und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. „Gott aber", ja wenn wir es mit Menschen zu tun hätten oder mit Naturelementen, dann wäre unsere Lage hoffnungslos, dann könnte man fragen: Wie kann aus dem Nichts noch etwas Neues werden? Aber wir haben es mit Gott zu tun. Wir sind alle in Gottes Werkstatt. Gott hat uns in Arbeit wie der Töpfer seinen Ton, Gott schafft an uns, Gott baut an unserem Wesen.

Ich trat einmal in der Gießerei des Eisenwerks von Wasseralfingen in die Werkstätte des Modelleurs, als er gerade damit beschäftigt war, aus weichem Wachs ein Modell für eine Brunnenfigur zu formen, die gegossen werden sollte. Während ich hereintrat, nahm er das Wachsmodell vom Holzgestell herunter, ballte es wieder zu einem Klumpen zusammen und warf es in

eine Ecke. Ich erschrak, denn ich dachte, er habe es im Zorn getan. Er aber wandte sich lachend um, nahm den Klumpen wieder auf und bildete mit Meisterhänden in wenigen Minuten einen neuen Menschenkörper, der noch schöner war als der erste. So erschrecken wir auch, wenn wir zum erstenmal den Tod in unseren Gliedern spüren, wenn wir das eigentümliche Gefühl haben, das jeder kennt, der schon einmal eine ganz schwere Krankheit durchgemacht hat, das Bewußtsein, als würde uns der Boden unter den Füßen weggezogen und wir müßten hinabstürzen in das Nichts. Wir fragen angstvoll: Wie sollen wir aus diesem Nichts wieder herauskommen, das uns verschlingt?

Paulus antwortet: Du Narr, schau doch einmal hinein in Gottes Werkstatt. Sieh diesen überwältigenden Formenreichtum der Gottesnatur in Tier- und Menschenwelt. „Ein anderes Fleisch ist das der Menschen, ein anderes des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel." Die Tier- und Pflanzenwelt zeigt eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit. Oder schau hinein in die Wunder des Weltraums: „Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne; denn ein Stern übertrifft den anderen an Klarheit." Wir können die Riesenkörper des Weltalls betrachten, um vor dem Formenreichtum Gottes staunend stille zu stehen, wir können aber auch hineinsehen in die Welt des Kleinen und Allerkleinsten. Wenn man am Gestade des Mittelmeers mit einem kleinen Netz die winzigen Schaltierchen herausschöpft, die in einer Welle schwimmen, und sie unter dem Vergrößerungsglas betrachtet, so hat man

einen solchen Reichtum an Kunstformen, daß einer unserer Naturforscher ein ganzes Bilderbuch damit füllen könnte, um Künstlern Anregung zu geben. Wir brauchen also nicht zu fürchten, Gott könnte bei seinem Schaffen der Atem ausgehen, seine Gestaltungskraft könnte versagen, er müßte sich wiederholen wie menschliche Künstler. Gottes Schaffen hat unbegrenzte Möglichkeiten. Wenn die alten Formen zerschlagen sind, so steht eine Fülle neuer Gestaltungen da.

Der Apostel fährt fort: Schaue, wie Gott schafft, betrachte den unbegreiflichen Vorgang, wenn der dunkle Schoß der Erde das Weizenkorn aufgenommen hat. Es liegt ganz still und regungslos. Aber plötzlich fängt es an, die ersten Keimblätter zu treiben. Oder sieh eine Puppe, in der sich eine Raupe eingeschlossen hat. Sie liegt lange wie tot da. Auf einmal fängt es in ihr an zu klopfen. Sie will die Schale zerbrechen und ein neues Leben beginnen. Kein Forscher kann diesen Vorgang erklären. Wir können wohl mit dem Vergrößerungsglas genau zusehen, wie die Lebenszellen sich teilen und aufbauen. Wir können sehen, wie die Stufen hintereinander kommen. Aber wir verstehen nicht, wie es möglich ist. Denn wir können mit all unseren Hebeln und Schrauben immer nur tote Dinge auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Wir können zwar Leben töten mit unseren Mordinstrumenten und Giftgasen, aber wir können kein Leben schaffen. Nur Gott schafft und wir können ihm dabei von weitem zusehen. Er hat einen Schleier auf das Geheimnis seines Schaffens gelegt. Wir sehen nur: Es geht immer durch Tod zum Leben, das Samenkorn wird nicht lebendig, es sterbe denn. Die Eintags-

fliegen, die am Sommerabend in der Luft wie eine Schleierwolke tanzen, sinken spät abends tot herab. Aber noch im Sterben haben sie die Eier abgelegt, aus denen ein neues Geschlecht wächst. Immer muß das Alte sterben, daß etwas Neues werde.

Dieses Gottesgesetz, das durch die ganze Schöpfung geht, steht auch über unserem zeitlichen und ewigen Schicksal. Gottes Schaffen führt uns durch ein Sterben. Wir tragen jetzt alle das Bild des ersten Adam, der ersten Menschheit, der ersten Schöpfung, die von unten her ist. Sie ist, wie der Apostel sagt, von der Erde und irdisch. Und „welcherlei der Irdische ist, solcherlei sind auch die Irdischen". Gott aber hat mitten in diese sterbende Welt einen zweiten Adam hineingestellt, den zweiten Menschen, der von oben her ist. Es ist der einzig Reine, der über die Erde gegangen ist, er, den die Menschen nicht ertragen konnten, dessen Blick sie nicht aushalten konnten. Hölderlin hat unter dem Eindruck Jesu gesagt: „Es hindert aber eine Scham mich, Dir (Jesus) zu vergleichen die weltlichen Männer." Wir aber sollen verwandelt werden in sein Bild. Wir sollen in seine Lichtgestalt übergehen. „Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also sollen wir auch tragen das Bild des Himmlischen."

Wir befinden uns also alle in einer Umgestaltung. Das Christenleben gleicht einem Bauplatz, wo unter schweren Hammerschlägen ein alter Bau in Trümmer fallen muß, damit ein Neubau erstehe. Wir leiden alle unter diesen Hammerschlägen Gottes, die uns oft das Liebste zerbrechen. Sie kommen uns oft so sinnlos vor. Dem einen hat Gott vielleicht ein Kind genommen. Dem andern hat er in dieser Zeit des Abbaus das

Amt genommen, an dem er mit seiner ganzen Seele hing. Einem Dritten hat er infolge Ueberarbeitung seine Gesundheit zerschlagen, die er doch so notwendig brauchen könnte. Es kommt uns vor, als ob uns Gott oft gerade das Wertvollste zerschlüge, was wir haben, gerade das, was uns am meisten begeisterte, was uns einen höheren Schwung gab, vielleicht unseren schönsten Lebensplan. Die Hammerschläge Gottes sind schwer. Staub und Trümmer liegen auf unserem Bauplatz. Die Aufräumungsarbeit geht unser ganzes Leben lang fort, bis zu der Stunde, da „im Heiligsten der Stürme falle zusammen unseres Kerkers Wand."

Aber niemand ist traurig über den Zusammensturz eines alten Gebäudes, wenn er den Bauplan gesehen hat, der das Bild des neuen schöneren Baus zeigt, der an seine Stelle treten soll. Gott zerstört nicht, um zu zerstören. Er zerstört, um zu schaffen. Laßt uns das Bild des Heilandes ansehen, dieses zweiten Menschen vom Himmel, nach dessen Bild wir umgestaltet werden sollen. Dann lernen wir danken, so oft wieder ein Stück unseres alten Wesens in Trümmer fällt. Wir lernen danken, daß wir sterben dürfen, damit Raum wird für das, was Gott baut. Wir lernen mit Freuden unsere schönsten Pläne hingeben, damit der Bauplan Gottes zur Ausführung kommt.

Liebe Gemeinde! Wir haben von Sterben und Auferstehung gesprochen. Immer, wenn wir von diesen Dingen reden, die jenseits der Sichtbarkeit liegen, haben wir das Gefühl, dem der Prinz in Schillers „Geisterseher" Ausdruck gibt, wenn er von den zwei schwarzen undurchdringlichen Vorhängen redet, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunter-

hängen und die noch kein Lebender aufgezogen hat. Wir können nicht durch diese dunklen Vorhänge hindurchsehen. Auch die Schrift hebt den Vorhang nicht, der unseren irdischen Augen verbirgt, was uns allen so nahe bevorsteht. Aber eins wissen wir: Wir sterben, aber Gott bleibt. Wenn wir fallen, so fallen wir in Gottes Schoß. Er ist es, „der die Menschenkinder läßt sterben und spricht: Kommet wieder, Menschenkinder". Er kann uns ganz vernichten und ganz neu schaffen. Darum wollen wir uns alle, sowohl die unter uns, die noch im Aufstieg begriffen sind, als die andern, die schon abnehmen, in dem Bekenntnis vereinigen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn".